

Die Erinnerungen
von Frau Monique Hesling, geb. Boulanger

deportiert nach Ravensbrück am 28. April 1943
Befreit durch das Schwedische Rote Kreuz am 23. April 1945

Daran werde ich mich erinnern müssen

Daran werde ich mich erinnern müssen,
An diese grauenhaften Zeiten, später,
Mit kühlem Kopf, gedankenschwer, ohne Hass,
Aber doch in aller Klarheit.

An diese traurige, hässliche Landschaft,
An die nicht enden wollenden Flüge der Raben,
An die langen Blocks im Morast,
Kalt und schwarz wie Gräber.

An diese Frauen, eingehüllt
In alte Papierfetzen und Lumpen,
An diese armseligen erfrorenen Beine,
Die zu lange beim Appell tanzen.

An die Kämpfe und Stöße mit den Schöpfkellen,
An die Schläge mit den Eimern, an die Fausthiebe,
An das Zucken der Münder,
Wenn die Suppe überhaupt nicht kam.

An diese „Schuldigen“, die man eintauchte
In Kübel mit schmutzigem Wasser.
An diese gelblichen Gliedmaßen,
Zerfressen von breiten, verkrusteten Geschwüren.

An dieses endlose Husten,
An diesen verzweifelten Blick,
Zugewandt dem fernen Land.
Oh, mein Gott, lass uns heimkehren!

Micheline Maurel „Ravensbrück“

Persönliche Erinnerungen

*Seine Vergangenheit vergessen bedeutet
sich dazu zu verurteilen, sie noch einmal
zu leben ...*

Ich wurde am 29. März von der Feldgendarmarie zusammen mit einem anderen jungen Mädchen verhaftet. Motiv: die Verbreitung von antideutschen Äußerungen. Es war 20 Uhr 30. An diesem Sonntag war ich damit beschäftigt einen großen Fisch an der Quelle zu entschuppen, die sich ungefähr ein Dutzend Meter von unserem Domizil befand. Ich habe das vorne schwarze Fahrzeug vorbeifahren sehen, das dann vor unserer Tür angehalten hat. Ich habe nicht auf die Personen geachtet, die sich im Inneren befanden, aber bald hörte ich, wie man schrie: „Monique, komm schnell, das ist für dich!“ Gewiss, ich hatte die Deutschen vor einer Person kritisiert, die eng mit ihnen verbunden war, aber weil das schon zwei Monate her war, habe ich nicht mehr daran gedacht.

Als ich ankam, war da eine heftige Diskussion im Gange, aber man verstand sich nicht gegenseitig. Man musste einen Dolmetscher holen. Wir kannten eine Frau, die auf der anderen Straßenseite wohnte und die sehr gut Deutsch sprach. Jemand ist rüber gelaufen, um sie zu holen. Sie ist dann auch gekommen und hat übersetzt: Ich solle einige Kleidungsstücke und Toilettengegenstände zusammensuchen und in einen kleinen Koffer packen. Meine Eltern wollten mich nicht gehen lassen, besonders mein Vater, der sich mit den Deutschen anlegte. Er sagte ihnen, dass sie schon seltsame Methoden hätten. Und immer musste man das übersetzen. Die Deutschen antworteten: „Sagen Sie ihm, dass er den Mund hält, sonst nehmen wir ihn auch mit.“ Vor der Abfahrt wollte ich noch ein bisschen Toilette machen, aber einer der Deutschen ist mir gefolgt, als ob ich eine Kriminelle wäre, die es riskieren würde, sich davonzumachen. Sie ließen mich in den hinteren Teil des Autos steigen. Dann haben sie noch vor der Wohnung eines anderen Mädchen gehalten, da: das gleiche Szenario, und dann sind wir losgefahren.

Gegen 22 Uhr 30 sind wir in einer Kaserne in Lunéville angekommen, die heute zerstört ist. Man hat uns in eine Zelle im Kellergeschoss gebracht. In diesem engen Raum gab es einen an eine feuchte Mauer gelehnten Tisch, auf dem zwei Teller aus Steingut von einer abstoßenden Schmutzigkeit standen. In der einen Ecke: ein alter Ofen und ein Eisenbett für eine Person, bedeckt mit einer grauen, sehr schmutzigen Decke. An der Decke war eine Birne, die kaum das Zimmer erhellte, der ganze Ort war sehr feucht. Es war schon spät und wir sind dann auf dem Bett – eng aneinander gedrückt – eingeschlafen.

Am nächsten Morgen, wir wussten nicht um wie viel Uhr, aber es musste noch sehr früh sein, kam ein ziemlich alter Soldat herein. Als er uns so vor Kälte erstarrt sah, ist er wieder rausgegangen und brachte etwas zum Feuermachen und Kaffee, den er auf den Ofen stellte. Er gab uns zu verstehen, dass der Umstand, dass wir uns an diesem Ort befänden, nicht gut für uns sei. Er schien uns zu bedauern. In diesem Augenblick kam ein anderer Soldat, jünger und von höherem militärischem Rang, in die Zelle. Er beschimpfte den, der Mitleid mit uns hatte, öffnete den Ofen und goss den Kaffee in die Flammen.

Später bekamen wir dann Besuch von einem Individuum, gekleidet in einen warmen, großen, dunklen Mantel. Er hat uns nach dem Grund unserer Festnahme gefragt und wir haben ihm geantwortet, dass wir keinen wüssten. Man würde einfach Leute wegen nichts verhaften. Wie man offensichtlich sieht, herrschte wohl Panik bei ihnen. Er ist dann wieder gegangen. Dieser Mann musste ein Franzose gewesen sein. Er sprach ohne jeglichen Akzent.

Wir hatten keine Vorstellung mehr, wie viel Uhr es war. Es musste um Mittag herum sein, denn ein Soldat kam, um uns eine Art Wassersuppe zu servieren, in der einige Karotten- und Steckrübenstücke herumschwammen. Er schüttete diese Suppe in die sehr schmutzigen Schalen, die auf dem Tisch standen. Meine Kameradin gab ihm zu verstehen, dass wir sicherlich nicht das essen würden, was nicht einmal ein Hund anrühren würde. Er machte sich darüber lustig und schloss die Tür mit zwei Umdrehungen ab.

Einige Zeit später haben wir die Kaserne in Richtung Bahnhof von Lunéville verlassen. Zu Fuß machten wir uns auf den Weg, ein Soldat mit dem Gewehr über der Schulter begleitete uns. Wir bekamen unsere Sachen wieder zurück, die wir bei der Wache der Kaserne hatten zurücklassen müssen. Am Bahnhof angekommen, immer noch begleitet von unserem Wachtposten, sind wir in ein Abteil Richtung Nancy gestiegen.

In Nancy erwartete uns ein Auto, um uns in das Gefängnis „Charles III“ zu fahren, direkt bis in den gepflasterten Innenhof. Eine Frau, die die Figur einer Aufseherin hatte, ein hartes Gesicht, wie von einer Axt geschlagen, erwartete uns dort. Nach einer Durchsuchung entsprechend dem Reglement führte sie uns in eine Zelle, in der schon einige Frauen waren, unter ihnen eine, die vollkommen betrunken war. Wir befanden uns in der ersten Etage, das vergitterte Fenster ging auf einen kleinen Hof. Im Erdgeschoss gab es junge Leute, die dort eingesperrt waren. Eines Abends haben sie geschrien, dass sie am nächsten Morgen in der Morgendämmerung erschossen würden. Wir haben sie nie wieder gehört.

Im „Charles III“ gab es immer dasselbe Essen: Topinambur, mittags und abends, jeden Tag. In diesem Gefängnis ließ man uns das Parkett putzen, bis es glänzte. Wir mussten es mit dem Boden einer Flasche reiben. Das war ermüdend und andauernd und es beschäftigte unsere Tage. Wir durften nicht in den Hof gehen.

Nach einigen Tagen kamen zwei Deutsche, um uns beide abzuholen und um uns zu dem Sitz der Gestapo, Boulevard Albert I., zu bringen. Wir wurden in einen Keller geführt, der als Gefängnis diente. An der Mauer gab es ein Feldbett. Über einer Kellerluke, mit Gittern versehen, konnten wir die Schuhe und die Waden der Leute sehen, die auf dem Trottoir hin- und hergingen. Ein Wachtposten kam um uns zu holen. Er ließ jede von uns in einen besonderen Raum eintreten. Vor einem Schreibtisch stehend, hinter dem sich ein Gestapobeamter befand, wurde ich verhört. Er fragte mich, was ich gegen sie hätte und weil ich nicht antwortete, las er mir eine Aussage vor, unterschrieben von einer Frau. Ich kannte sie; ich hatte ihr gesagt, dass es Unrecht sei, wenn sie ihre Tochter und andere dazu veranlassen würde, für die Besatzer zu arbeiten. Wie auch immer, der Krieg müsste für sie beendet sein; es gäbe für sie nur eins: in ihr Heimatland zurückkehren, je schneller, desto besser – und noch einiges andere mehr. Wir wurden wieder in das Gefängnis zurückgebracht und stiegen in unsere Zelle herunter.

Einige Tage später wurden wir mit einigen anderen Frauen auf dem gepflasterten Hof hinter dem schweren Tor zusammengetrieben. Ein Wachtposten öffnete das Tor; ein Bus war dort neben dem Trottoir geparkt. Wir haben in dem Bus Platz genommen und der Bus ist in Richtung Bahnhof losgefahren. Ich erinnere mich nicht mehr an die Uhrzeit, als wir in Romainville angekommen sind. Am Eingang des Forts haben wir ein kleines Zimmer betreten, wo uns das Wachtpersonal erwartete. Eine neue Untersuchung, diesmal unverschämter, es gab Proteste. Wir wurden in einem großen Gebäude untergebracht, einer Art Kaserne. Ich erinnere mich noch an einen Hof, der durch ein sehr hohes Gitter abgetrennt war. In diesem Hof habe ich einen mit einer Plane bedeckten LKW vorbeifahren sehen, in dem Männer die Marseillaise sangen. Freundinnen erzählten mir, dass es ein Attentat gegen die Deutschen gegeben hätte und dass die fünfzig Gefangenen, die sich auf dem LKW befanden, zur Hinrichtung gefahren würden.

Einige Tage später erhielten wir den Befehl, die meisten unserer Kleidungsstücke an unsere Eltern zurückzuschicken und nur unsere Toilettenartikel zu behalten. An einem Abend haben wir den Besuch eines Priesters bekommen. Er hat diejenigen versammelt, die weniger an einer Messe als eher an einer Art Gespräch teilnehmen wollten. Er wollte unsere Moral stärken, aber Moral, die hatten wir genug und immer noch. Er hatte allen Anwesenden ein kleines Büchlein gegeben, aber ich hatte nicht die Zeit es zu lesen. Ich hatte es zu den Sachen gelegt, die ich an meine Eltern zurückschickte. Als ich zwei Jahre später nach Hause zurückkehrte, habe ich es leider nicht mehr gefunden; das habe ich sehr bedauert.

Nach drei oder vier Tagen fuhren wir mit dem Bus nach Compiègne; das war schon Ende April und wir haben Maiglöckchenverkäufer auf den Straßen gesehen. Wir sind am späten Nachmittag angekommen. Man hat uns die Orte gezeigt, wo wir

die Nacht verbringen sollten. Meine Kameradin und ich, wir haben uns unsere Plätze ausgesucht und sind dann in dem Lager herumgegangen und haben versucht, die Örtlichkeiten näher kennenzulernen. Weil es aber anfang Nacht zu werden, mussten wir wieder umkehren. Da mussten wir dann feststellen, dass die Matratzen mit Läusen übersät waren. Ich habe es vorgezogen, die Nacht sitzend auf einem Hocker zu verbringen, den Kopf in meinen Armen gegen den Tisch gestützt.

Am nächsten Tag vor dem Mittag warteten mit Plane bedeckte LKWs, um uns zum Bahnhof von Compiègne zu fahren. Wir sind aus dem Lager herausgegangen, eine hinter der anderen, vorbei an einem Mann in Zivil, vielleicht selber ein Gefangener. Er gab jeder von uns ein Stück rundes Brot, eine Wurst und einen Becher aus festem Karton, aber nichts zu trinken. Wir sind auf die LKWs gestiegen, bewacht von Deutschen, die hinten auf dem Auto saßen. Wir sind durch die Stadt gefahren, wobei wir die Marseillaise sangen, und sind dann am Bahnhof angekommen.

Viehwaggons erwarteten uns; die Türen waren weit geöffnet, ein Bündel Stroh lag in der Mitte eines jeden Waggons. Es schien mir so, dass die Uniformen der Deutschen nicht mehr von demselben Grün wie vorher waren. Wir hatten es mit der SS zu tun. Da es mir nicht gelang in den Waggon zu steigen, packte mich ein SS-Mann und warf mich hinein. Die anderen folgten mir, so gut sie konnten. Das Stroh Bündel wurde schnell ausgebreitet; eine Blechtonne diente als Toilette. Wir waren zu fünfzig in jedem Waggon.

Schreie, Hundegebell, Befehle auf Deutsch – die Türen schlossen sich. Wir waren im Dunkeln, wir richteten uns ein, so gut wir konnten. Ich schwieg, ich lauschte. Der Alptraum begann, der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Oben am Wagen gab es eine kleine Öffnung, sie war von außen mit lockeren Brettern versperrt, aber sie gab uns dennoch ein wenig frische Luft. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug an, ich hatte den Eindruck, dass noch andere Waggons angehängt wurden.

Bei jedem Halt hörten wir, wie die SS am Bahnsteig entlang lief. Eine von uns, die Deutsch sprach, fragte: „Bitte, wir haben Durst, geben Sie uns Wasser!“ Die Antwort ließ nicht auf sich warten: „Halten Sie das Maul oder es wird in den Waggon geschossen.“ Es war fürchterlich, wir hatten so schrecklichen Durst, dass wir nichts essen konnten. Es gab fast keine Luft mehr, wir konnten kaum noch atmen.

Die Frauen, die sich in Nähe der Aborttonne befanden, bekamen jedes Mal Spritzer ab, wenn der Zug anhielt. Endlich öffnete sich die Tür und wir waren auf einem deutschen Bahnhof. Auf Befehl eines Deutschen haben zwei Kameradinnen die Aborttonne rausgetragen um sie auszuleeren. Sie haben ein Liter Wasser mitgebracht. Eine von uns hat die Verantwortung des Teilens übernommen, jede bekam 2 cm Wasser – immer noch dieser Durst. Plötzlich schloss sich die Tür wieder und der Zug setzte sich in Richtung auf ein unbekanntes Ziel in Bewegung.

In einer Nacht, einige Männer hatte einen Ausbruch versucht, indem sie die Bretter gelöst hatten, um sich zwischen die Schienen fallen zu lassen, bemerkte dies das

SS-Wachtpersonal. Der Zug hielt an. Wildes Geschrei. Die SS-Männer liefen über die Dächer der Waggonen, wir hörten ein Maschinengewehr, die SS-Männer sagten, man würde sie bei der Ankunft in Berlin erschießen. Jetzt wussten wir, welches unser Bestimmungsort war.

Die Ruhe kehrte zurück, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Immer noch dieser Durst. Wir hatten überhaupt keine Zeitvorstellung mehr. Der Zug hielt oft, um andere Züge vorbeizulassen, wahrscheinlich Soldaten- oder Munitionstransporte. Eines Nachts hörten wir eine Sirene, der Zug hielt an. Flugzeuge flogen über uns hinweg, wir hatten Angst, bombardiert zu werden und dann ertönte wieder die Sirene, um das Ende des Alarms anzuzeigen, der Zug fuhr wieder an.

Ich weiß nicht mehr, wann genau am Tag wir angekommen sind. Es war das Ende der Reise, wir hatten den 1. Mai. Die Türen wurden mit Gepolter geöffnet, es war aber kein Bahnhof. Schreie: „Raus, schnell, schnell raus!“ Diejenigen, die es konnten, sprangen auf den Schotter, die anderen wurden ohne weitere Rücksicht auf den Bahndamm geworfen.

Blind, nachdem wir drei Tage in der Dunkelheit verbracht hatten, angerempelt, hin und her gestoßen, die bellenden Hunde, die tobenden SS-Männer, Schreie, das Gebrüll, das Hundegebell, das Herumgestoßenwerden – es herrschte die reine Panik. Wir mussten uns in Fünferreihen aufstellen, die SS-Männer umkreisten uns auf Motorrädern – wo waren wir? Im Laufschrift gelangten wir bis zum Lagertor. Wir kamen an den Häusern vorbei, wo die SS-Familien wohnten und wir von den Kindern mit Steinen beworfen wurden. Nachdem wir am Lagertor angekommen waren, wurden wir zum wiederholten Male gezählt. Wir waren 213 Frauen jeden Alters.

Über dem Eingangstor befanden sich Worte auf Deutsch, die man uns folgendermaßen übersetzte: „Du, der du hier eintrittst, lass alle Hoffnung fahren!“

Auf der rechten Seite befand sich das Gebäude mit den Duschen, vor dem wir stehend warten mussten. Von Weitem haben wir magere, skelettartige Gestalten in gestreifter Kleidung gesehen. Es war ihnen verboten, sich den Transporten zu nähern, die gerade ankamen. Und immer noch dieser Durst. Wir hatten während der dreitägigen Reise nichts getrunken und praktisch nichts gegessen. Eine Gefangene, die offensichtlich bei den Duschen arbeiten musste, ließ von zwei anderen Personen einen Kanister für uns herbeibringen, der mit einer sehr warmen Flüssigkeit mit einem undefinierbaren Geruch gefüllt war, angeblich „Kaffee“. Wir hatten unsere Pappbecher aufgehoben und tranken, aber unsere Becher wurden schnell unbrauchbar. Die Frau dort war Französin, sie war schon einige Zeit vor uns hier angekommen und kam aus Nordfrankreich; sie hieß Frau Martha Desrumeaux.

Ich fragte eine junge Frau, die unsere Sprache sprach, ob wir hier überhaupt jemals herauskommen könnten. Sie zeigte auf einen großen Schornstein, aus dem schwarzer Rauch kam, und sagte zu mir: „Herein kommt man durch das Tor und raus durch den Schornstein.“ Ich war wie betäubt, ich konnte es nicht glauben.

Zwanzig von uns gingen in das Gebäude mit den Duschen. Nach einer dreiviertel Stunde kamen sie wieder heraus, nicht mehr wiederzuerkennen. Man hatte sie in Sträflinge verwandelt, die Köpfe kahlgeschoren, an den Füßen alte Galoschen.

Unter uns gab es eine junge Frau, dunkelfarbig, sehr klein und ziemlich hübsch. Sie hatte einen stark ausgeprägten Tick. Sie machte ein seltsames Geräusch mit dem Mund, hob den Arm und schlug dann in der Luft mit der geballten Faust auf einen imaginären Tisch. Wir nannten sie „Mado, das Zicklein“, worüber sie sich aber nicht ärgerte. Sie hatte eine sehr schöne Stimme und als wir im Fort von Romainville waren, sang sie immer dasselbe Lied: „Opium, das Gift des Traums“. Sie hatte ihren sehr schwarzen und kurzen Haaren einen kleinen Zopf hinzugefügt, der ihr das Aussehen einer Chinesin gab. Als sie von den Duschen kam und an uns vorbei ging, summte sie ihr Lied, wobei sie die Spitze eines weißen Tuchs leicht anhob, das auf ihrem Kopf lag, um uns den schwarzen Zopf auf ihrem kahl rasierten Schädel zu zeigen. Wir waren traurig und sehr müde, aber wir hatten noch unsere Moral.

Es war kalt, wir hatten Hunger und wir warteten immer noch, stehend. Stunden vergingen, jetzt kam ich an die Reihe. Ich ging zu einem Tisch, hinter dem eine Lagerpolizistin (une kapo)¹ saß. Name, Vorname, Geburtsdatum. Sie befahl mir, mich auszuziehen. „Haben Sie Schmuck?“ – „Nein.“ – „Öffnen Sie den Mund!“ – Sie schaute nach, ob ich Goldzähne hatte, ich hatte keine. Man gab mir ein kleines Stück gelbe Seife, ein kleine blaues Tuch, 30 x 30 cm groß, schnell bin ich in die Dusche gegangen. Auf der Tür, mein Schatten, der ließ mich erschrecken.

Wir waren zu sechst unter einem Duschkopf, glücklich uns endlich waschen zu können. Wir seiften uns ein, so gut es eben ging, aber keine Chance, das Wasser wurde abgestellt, und es kamen wieder die Schreie „Schnell, schnell!“ Man musste anderen den Platz überlassen und wir trockneten uns ab, so gut wir konnten. Man gab uns ein Kleid mit grau-blauen Streifen, ein ekliges Hemd, eine Hose mit Flecken von Eiter und Blut. Ein Horror – und immer wieder: „Schnell, schnell, zieht euch an!“ Man gab uns Lappen mit einer Nummer und einem roten Dreieck, die mussten wir bis zum nächsten Tag aufnähen. In einer Ecke gab es auch einen Haufen alter Schuhe. Da musste man sich sehr schnell bedienen um ein passende Paar finden und das war nicht einfach. Es gelang mir ein Paar Holzpantinen zu finden. Das Oberteil war aus sehr altem verhärtetem Leder, meine Füße waren schnell verletzt, so dass ich oft mit nackten Füßen mit den Holzpantinen in der Hand gehen musste.

Man hat uns zum Block 5 geführt, da hatte man uns dann den „Anspruch“ auf eine Suppe aus getrockneten Steckrüben gewährt, angeboten in einer Art Salatschale mit tiefem Boden mit roter Emaille, die zur Hälfte abgebröckelt war. Man gab uns einen Löffel aus Holz, der den Mund verletzte. Wir befanden uns in Quarantäne und waren vom Appell freigestellt.

1 In ihrem Bericht benutzt die Verfasserin für bestimmte Begriffe oft das deutsche Wort wie zum Beispiel: Schnell, schnell; Betrieb; Waschraum; Kapo; Block (damit ist die in Lagern übliche RAD-Baracke gemeint); Strafblock; Blockowa; Aufseherin; komm her.

Die Blockführerin war eine Holländerin. Sie sagte uns, dass sie früher beim Theater war, und wenn sie sprach, machte sie immer große Gesten. Sie hieß Brand. Sie verteilte unter uns Fäden und einige Nadeln. So konnten wir das rote Dreieck und unsere Häftlingsnummer aufnähen. Ich hatte die Nummer 19392. Uns gegenüber waren einige junge Polinnen, die mit einem Hocker zum Appell gingen. Sie konnten nicht stehen, sie hatten fürchterliche Verletzungen an den Beinen. Etwas später erfuhren wir, dass die sogenannten Mediziner mit ihnen Versuche angestellt hatten.

An einem Morgen, man befahl uns aus dem Block zu gehen und wir mussten uns in Zehnerreihen aufstellen, ließ uns eine Kapo-Frau, begleitet von einem SS-Mann, Revue passieren.

Die Aufseherin sagte, wie man uns übersetzte: „Gibt es unter den Jüngeren von euch Freiwillige für ein Bordell, es gibt dort gutes Essen und man wird in sechs Monaten frei sein.“ Und dann sind sie wieder gegangen.

Einige Frauen organisierten abwechselnd Zusammenkünfte zu recht unterschiedlichen, sehr interessanten Themen. Es gab unter uns Frauen aus allen Berufsrichtungen. Eine von ihnen war Löwendompteuse in einem berühmten Zirkus gewesen.

Die Quarantäne ging zu Ende und eines Morgens nach dem Appell, er hatte sehr früh stattgefunden, mussten wir uns vor dem Arbeitsbüro aufstellen. Die Aufseherin hat zehn auf die eine Seite und zwanzig auf die andere Seite geschickt und immer so weiter, ohne dass wir wussten, um welche Arbeit es sich handeln würde. Für mich wurde es die Werkstatt, der Betrieb, die Schneiderei. Ich hatte niemals mit der Maschine genäht, aber ich sollte es schnell lernen.

Die Aufseherin, die uns anlernen sollte, sprach nicht Französisch. Sie hatte keine Geduld. Es hieß immer nur: „Schnell, schnell“ – und aufgepasst, ihr Nachzüglerinnen, es regnete schnell Schläge. Pro Tag mussten wir zwölf Stunden arbeiten. Das war sehr hart; es gab nur eine sehr schlechte Steckrübensuppe, die man mittags in einer Viertelstunde runterschlingen musste, und abends gab es eine Scheibe Brot, mehr aus Sägemehl als aus richtigem Mehl, und ein kleines Stück aus so etwas Ähnlichem wie Margarine und eine Scheibe Wurst, die immer schnell schwarz wurde. Die nicht enden wollenden Appelle, der Schlafmangel und die Kälte ließen uns schrecklich leiden. Im Winter fielen die Temperaturen oft unter 25 Grad. Der Ort hatte den Spitznamen: „Kleinsibirien“.

Wir zogen in den Block 27 um; wir schliefen zu zweit in einem 90 cm breiten Bett. In den Nächten von Samstag auf Sonntag musste man sich fest anklammern um nicht rauszufallen, denn dann mussten wir zu viert schlafen, eingepackt wie Sardinen.

Die Tage begannen sehr früh, um halb vier. Das Aufstehen wurde mit Schreien nachgeholfen; Wassereimer wurden über die ausgegossen, die nicht schnell genug von ihrem Lager runterkamen. Es war ein unglaubliches Durcheinander. Der einen hatte man ihre Holzpantinen gestohlen, der anderen ihre Essschale. Es war fürchterlich, man musste seine Sachen im Bett unter dem Kopf aufbewahren, um sie beim

Aufwachen noch wiederzufinden. Bereits um zwei Uhr dreißig mussten diejenigen aufstehen, die dazu bestimmt waren, zu den Küchen zu gehen, um die Kanister mit dem „Kaffee“ zu holen.

Man musste sich beeilen um rechtzeitig für den Appell bereit zu sein. Es gab immer eine Rennerei und Remperei um noch einen Platz an einem Wasserkran zu finden, aus dem ein dünner Wasserstrahl lief. Wir mussten uns schnell waschen, natürlich ohne Seife und ohne etwas zum Abtrocknen. Während dieser Zeit stürzten die anderen zu den Toiletten. Steckrüben und Ruhr hatten verheerende Folgen; wir hatten kein Toilettenpapier und immer hieß es: „Schnell, schnell!“

Dann wurde ein „Kaffee“ ausgeteilt, der vom Kaffee nur die Farbe hatte, aber immerhin war er warm. In Reihen fünf zu fünf mussten wir dann zum Appellplatz gehen, die Kleinen vorne. Stundenlang warteten wir bei jedem Wetter in strammer Haltung. Die „SS Aufseherinnen“ schafften es niemals uns richtig zu zählen.

Ich erinnere mich noch an einen Tag, wir waren noch im Block 5, wir waren in Reihen zum Appell aufgestellt, es konnte gegen vier Uhr morgens gewesen sein und ich meine, es war gegen Ende Juni, Anfang Juli. Der Himmel war schwarz, als es plötzlich Blitze und Donner gab und es heftig zu regnen begann. Da brach Panik unter all den Frauen aus, die sich da auf dem großen Appellplatz aufgestellt hatten. Wir haben uns in alle Richtungen zerstreut um uns in Sicherheit zu bringen. Wir waren durchnässt, wir hatten nichts um uns nach dem Wolkenbruch abzutrocknen und umzuziehen. Wir kehrten auf den Appellplatz zurück und gingen dann zum Arbeitsplatz, unsere Kleidungsstücke trockneten auf unseren Rücken. Die Frauen, die über Nacht arbeiteten, kamen um sieben Uhr aus der Werkstatt und mussten sich jetzt für den Appell aufstellen, das dauerte immer sehr lange, es gab zweimal täglich „Appell“.

In der „Schneiderei“ arbeitete ich an einer großen Nähmaschine der Marke PFAFF. Am Anfang schnitt ich Schulterstücke für blassblaue Männerhemden zu. Wir mussten jeden Tag eine große Anzahl herstellen, für welche Firma? Danach haben wir niemals gefragt. Wenn eine Maschine eine Störung hatte, mussten wir die Gefangene rufen, die für das Arbeitsband verantwortlich war. Das war immer eine Deutsche, erkennbar an dem roten Streifen, den sie um den Arm trug. Wenn es eine große Panne war, musste man den Kopf der Maschine von dem Gerät abnehmen und mit ausgestreckten Armen wegtragen. Ich machte das und das war sehr schwer. Man musste den Appellplatz überqueren und das Teil zur Reparaturwerkstatt bringen, wo man uns dann einen identischen Kopf gab. Man musste sehr schnell zurückkehren und das Teil wieder an seiner richtigen Stelle anbringen und versuchen, die verlorene Arbeitszeit wieder wettzumachen. Das war natürlich nicht möglich und so gab es Schläge und Strafen, die darin bestanden, dass man sich ein, zwei Stunden an dem Werkstattausgang aufstellen musste. Wenn wir eine Nadel zerbrachen, mussten wir sie zur SS-Aufseherin bringen und höflich auf Deutsch um eine neue bitten. Wir bekamen Ohrfeigen, denn das galt als Sabotage.

Wir wechselten oft das Arbeitsband und so kam es, dass ich mich da wiederfand, wo gestreifte Hosen genäht wurden. An diesem Band waren wir etwa zehn Frauen verschiedener Nationalitäten. Vor mir war eine sowjetische Soldatin, weiter entfernt eine Deutsche, die die Hosen zu Ende nähte. Ich musste die Einfassungen für Gürtel auf die Gefangenenhosen anbringen. Eines Tages kam ein SS-Mann, um die Arbeit zu inspizieren, manche nannten ihn Sascha Guitry, er schien ihm zu ähneln. Er stellte sich an das Ende des Arbeitsbands, wo sich die fertigen Hosen befanden und überprüfte einige. Er rief die Frau mit dem roten Streifen zu sich, sie wies auf mich. Der SS-Mann brüllte in meine Richtung: „Komm her!“ Ich stand auf und ging auf ihn zu und als ich auf seiner Höhe ankam, verpasste er mir eine gewaltige Ohrfeige, wobei er schrie: „Sabotage“. Es gelang mir kaum, mich neben der Maschine, die neben mir stand, aufrecht zu halten. Es war mir niemals bewusst, welcher Sabotage er mich beschuldigte. Ich ging zu dem Platz an meiner Maschine zurück und fing an zu weinen. Ich war völlig verzweifelt, weil ich an den nächsten Tag dachte, an dem das wieder passieren könnte. Als dieser SS-Mann an uns vorbeiging, bezeichnete ihn die junge Russin als „Cholera“; glücklicherweise hatte er das nicht bemerkt. Ich habe diesen SS-Mann nie wieder gesehen und machte weiter meine Arbeit.

Später musste ich an ein anderes Arbeitsband. Wir mussten Säume auf weiße Kapuzen nähen. Das Material, eine Art Kunstseide, franste aus und rollte sich unter der Nadel zusammen. Diese weißen Kapuzen dienten als Tarnung für die deutsche Armee an der russischen Front. Der Krieg war ja schon verloren, aber noch immer wurden perfekte Säume genäht.

Die Kapuzen wurden am Eingang der Werkstatt auf einem großen Tisch angehäuft. Vor mir arbeitete Andrea, eine junge Belgierin, sie machte die gleiche Arbeit. Die SS-Aufseherin überprüfte die Kapuzen und faltete sie zusammen. Da kam Binder rein. Binder war ein besonders grausamer und sadistischer SS-Mann, die Hälfte des Kopfes kahl geschoren. Er grunzte immer wie ein Schwein. Sobald er eintrat, durchlief ein Murmeln in allen Sprachen die Werkstatt: „Achtung, Binder!“ Er blieb vor dem Tisch stehen, wo die Kapuzen lagen, kontrollierte sie und fing an zu schreien. Die SS-Frau kam zu uns, zeigte uns den Saum einer Kapuze, der ein wenig verdreht war. Sie schlug mit allen Kräften auf Andrea ein und dann auf mich und ging dann wieder zu Binder zurück. Andrea drehte sich zu mir, wobei sie lächelte. Ich murmelte ihr zu: „Achtung, Binder beobachtet uns!“ Aber es war schon zu spät. Binder rief sie zu sich und zusammen mit einem anderen SS-Mann ließ er sie in ein kleines Dienstzimmer eintreten. Alle beide begannen auf sie einzuschlagen. Unter Faustschlägen schickten sie sie wieder zurück. Das Gesicht war geschwollen, die Lippe gespalten, ihr Gesicht voller Blut. Ich hatte Angst, dass man nun mich kommen ließ, aber Binder ist wieder gegangen, um seine Wut an anderen Frauen auszulassen.

Sonntags war Waschtag. Da wir weder Seife noch Wechselwäsche hatten, konnten wir in dem kalten Wasser nur unsere Schlüpfers waschen. Wir liefen herum, wobei wir

sie mit den Fingerspitzen festhielten und hin und her bewegten, um sie so schneller zu trocknen. Es gab auch Tage, an denen man besonders auf den „Viehhändler“, wie wir ihn nannten, achten mussten. Das war ein dicker SS-Mann, der im Lager herumging und in einem Notizbuch die Häftlingsnummern von Frauen notierte, die er für die Gaskammer aussuchte. Es gab da auch noch die Binz, eine kleine blonde SS-Frau, immer mit dem Fahrrad unterwegs, die sehr gefährlich war.

Wir waren jetzt im Dezember und es ging das Gerücht, dass es zu Weihnachten Rotkohl statt der ewigen Steckrüben geben sollte. Das brachte uns ziemlich in Unruhe und wir freuten uns darauf. In dieser Weihnachtswoche am 24. Dezember 1943 froh es stark. Dieser Tag wird für immer in meinem Gedächtnis lebendig bleiben. Die am Vortag dazu bestimmten Kameradinnen gingen um drei Uhr morgens in die Küchen, um die Kübel mit dem Kaffee zu holen. Diese Küchen waren ziemlich weit von unserem Block 27 entfernt. Sie kamen ohne etwas zurück, keinen Kaffee für die Französinen; wir wurden bestraft, wofür, niemand wusste es. In dem Block gegenüber lebten die sowjetischen Soldatinnen, aber sie hatten kein Recht auf die Behandlung wie Kriegsgefangene. Die Frauen, die sich dort befanden, schlugen vor, ihren Kaffee mit uns zu teilen, aber das wurde ihnen verboten. Wir sollten bestraft werden.

In Reihen zu fünf begaben wir uns zu dem Appellplatz, es war kalt und noch Nacht. Es war vier Uhr morgens. Ein eisiger Wind durchzog unsere dünnen gestreiften Kleider. Wir kamen an dem Platz, nicht weit von den Küchen, an. Vor uns stand eine trockene Tanne, aufgestellt von der SS. Wir warteten in Zehnerreihen. Eine sehr dicke polnische Kapo-Frau, warm angezogen, bewachte uns.

Die Stunden verstrichen, es wurde Tag, grau und kalt. Wir stampften mit den Füßen; das Geräusch der Galoschen hallte von dem gefrorenen Boden wider; wir rieben uns gegenseitig den Rücken. Ich friere noch heute, wenn ich daran denke. Weil wir nicht mehr in Reih und Glied standen, brüllte und schlug die Kapo-Frau, mir verpasste sie eine schallende Ohrfeige. Ich hörte, wie Frauen auf den gefrorenen Boden fielen. Sie wurden entlang des Blocks nebeneinander in eine Reihe gelegt; niemand kümmerte sich um sie.

Ich war damals noch nicht einmal 19 Jahre alt und glaubte noch an einen himmlischen Gott. So betete ich voller Inbrunst, dass ich nicht sofort stürbe und dass dieser Tag schnell vorüberginge. Auf dem Rücken hatten wir nur unser Kleid, nichts aus Wolle, Kopf und Füße waren nackt. Die Reihen lichteten sich fürchterlich; ich frage mich immer noch, wie wir das überleben konnten.

Ich hörte noch, wie die, die in der Nacht arbeiten mussten, aus den Reihen treten sollten. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. In der Werkstatt war es warm und kurz vor Mitternacht verteilte man an uns eine winzige Scheibe Schwarzbrot, die einzige Nahrung an diesem Tag. Die Deutschen und die Polinnen sangen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ich verabscheue dieses Lied.

Um sieben Uhr morgens nach dem Appell beeilten wir uns, unseren Block zu erreichen. An den Rotkohl dachten wir nicht mehr, wir waren zu erschöpft. An einem anderen Tag, es war im Januar, wir mussten den ganzen Tag auf dem Appellplatz stehen, es war ein Sonntag, aber wir haben durchgehalten.

Im Block 27 ist einmal etwas passiert, das mich erschütterte. Ich kam gerade mit anderen Kameradinnen von der Werkstatt zurück, es muss um 20 Uhr 45 gewesen sein. Es war Winter, der Block war nur schwach erleuchtet. Die Suppenkübel waren gerade gekommen, unsere Schüsseln waren auf einem Tisch aufgestapelt; eine ältere Landsmännin war mit der Verteilung beauftragt. Sie fing gerade damit an, als die Tür mit einem Fußtritt geöffnet wurde.

Großes Geschrei, ein Hund bellte, eine SS-Frau stürzte wie eine Furie herein, beschimpfte uns in ihrer Sprache, warf die Schüsseln um, die auf den Boden rollten. Sie stürzte den Suppenkübel um, mit der einen Hand zog sie am Tisch. Sie gab ihrem Hund Leine und band ihn an das eine Tischbein. Damit versperrte sie einen Teil des Flureingangs, so dass immer nur eine Person auf einmal hinausgehen konnte.

Sie stieg auf den Tisch und gab uns den Befehl, zu unseren Betten zu gehen, wobei sie immer schrie „schnell, schnell“. Wir versuchten so schnell wie möglich dort vorbeizukommen, um nicht von dem Hund gebissen zu werden, aber wir konnten nicht ihren Peitschenhieben ausweichen. Auf der anderen Seite stürzten wir eine über die andere. Die Frau schrie immer noch und beschimpfte uns, es war schrecklich.

Ich teilte mein Bett mit Paulette, daneben lagen Suzanne Moussa und Bernadette Mars. Sie war 20 Jahre alt und starb drei Monate später. Ich kletterte auf die Bettstelle neben Paulette und ich fing an mit den Zähnen zu klappern, ich zitterte am ganzen Körper. Paulette hat mich sehr fest gedrückt und so versucht mich zu beruhigen. Einige ältere Frauen hatten sich in den ersten Stock der Betten gelegt, sie hatten alle nicht mehr die Zeit gehabt, ihr Kleid auszuziehen. Die SS-Frau kam in den Gang und ließ sie aufstehen, führte sie zum Waschraum. Sie befahl ihnen sich auszuziehen und beauftragte eine andere Frau damit, ihnen Eimer mit kaltem Wasser über den Rücken zu gießen. Man hörte sie weinen und bitten, während das SS-Weib brüllte. Es war grauenvoll. Man musste immer aufpassen und auf der Hut sein. Das Wachpersonal hatte Gewalt über unser Leben und unseren Tod.

Die Transporte kamen ohne Unterlass. Wir mussten in unseren Blocks zusammenrücken. Man musste Platz machen, es gab die ersten Selektionen. Wir mussten uns auf dem Appellplatz begeben und an dem Arzt und zwei SS-Männern vorbeigehen und unsere Kleider bis über die Knie anheben um zu zeigen, in welchem Zustand unsere Beine waren. Wir hatten uns darauf vorbereitet und unsere Backen gerieben, so dass sie gerötet waren und wir noch gesund aussahen. Wir gingen auch so aufrecht wie möglich an diesen Mördern vorbei. Die einen wurden auf die rechte Seite geschickt, die anderen auf die linke. Ich kam auf die gute Seite.

An jedem Morgen kam ein Karren, gezogen von zwei Häftlingen, und sammelte die Toten auf. Die eine Frau fasste die Arme und die andere die Füße und so wurde die arme nackte Tote, die nur noch aus Haut und Knochen bestand, auf den Karren geworfen. Manchmal warfen sie etwas zu feste und die Tote rutschte auf der anderen Seite wieder hinunter. Uns ließ das gleichgültig, eines Tages werden wir an der Reihe sein.

Ende Winter 1943 wurden wir zu zwei weiteren Selektionen aufgefordert. Die SS-Männer lachten höhnisch und machten ihre Witze, wenn sie sahen, wie die Frauen an ihnen vorbeigingen. Es gab welche, die noch keine 40 waren, aber so abgemagert waren, dass sie viel älter aussahen. Das Aussortieren war schnell erledigt.

Im Block 27 waren wir nur Französinen. Wir organisierten und gruppierten uns, so gut es möglich war. Eines Morgens, als ich mit einigen Kameradinnen zum Block zurückkehrten, nachdem wir die ganze Nacht über zwölf Stunden in der Schneiderwerkstatt gearbeitet hatten, kündigte uns die Blockleiterin (die „Blockowa“) an, dass es eine Desinfektion- und Entlausungsaktion geben würde. Nach zwölf Stunden Nachtarbeit, ohne etwas gegessen zu haben, mussten wir uns unter dem Geschrei „schnell, schnell“ ausziehen. Das war schnell erledigt, denn wir hatten nur wenige Sachen am Körper.

Wir mussten die Kleidungsstücke so zusammenfalten, dass die Häftlingsnummer auf dem Ärmel gut sichtbar war, denn wir waren natürlich nichts anderes mehr als Nummern. Im Inneren musste man Hemd und Schlüpfer ausziehen, soweit man so etwas überhaupt noch hatte. Da waren wir nun, dreihundert Frauen jeden Alters. Ich betrachtete traurig all diese nackten Frauen, wie sie die Bettgestelle rauf und runter kletterten: wir waren in einer anderen Welt.

Ein SS-Mann mit Handschuhen und in tadelloser Uniform betrat den Block. In der Hand hielt er eine kleine Gerte und ihm folgte eine Kapo-Frau, die einen Eimer trug, der mit einem streng riechenden Desinfektionsmittel gefüllt war. In dem Eimer lag noch ein Spachtel. Die Frau setzte sich auf einen Hocker und zog noch einen weiteren zu sich heran. Der SS-Mann stellte sich neben sie. Die Aktion begann. Wir mussten uns ihr gegenüber auf den Hocker stellen, eine nach der anderen. Sie inspezierte den Unterleib mit einer Zahnbürste und trug auf dem Leib mit dem Spachtel eine ordentliche Menge des Mittels auf. Nachdem alles beendet war, mussten wir, immer noch nackt und ohne etwas gegessen zu haben, darauf warten, dass die Kleider zurückkamen. Gegen Ende des Nachmittags kamen sie dann endlich. Wir mussten raus und vor dem Block warten. Das war eine neue Methode der Selektion. Eine Kapo-Frau reichte einer anderen ein Bündel. Sie brüllte eine Nummer auf Deutsch; da musste man schon genau hinhören. Wir hatten die Nummern in dieser Sprache gelernt. Wir mussten schnell machen, das Kleid anziehen, die noch feuchten Schlüpfer, die am Körper trocknen mussten. Es war sehr kalt. Solche Maßnahmen fanden immer im Winter statt.

Die meisten von uns arbeiteten nachts. Es war gegen 21 Uhr, als wir in der Schneiderwerkstatt auftauchten, die Arbeit begann um 19 Uhr. Ich saß mit einigen Frauen unterschiedlicher Nationalität um einen Tisch und wir nähten Knöpfe auf Uniformjacken, als plötzlich Binder wie ein Verrückter auftauchte. Sofort in der ganzen Werkstatt das Geraune: „Achtung Binder“. Es wagte keine, den Kopf zu heben. Er kam auf meiner Höhe an. Auch ich traute mich nicht, den Blick zu heben. Er brüllte: „Wie viele Jacken?“ Ich antwortete: „Zwei“. Das war für ihn nicht genug. Mit der Rückseite seiner rechten Hand haute er mir eine runter und stellte mir dieselbe Frage noch mal. Auf Gerätewohl antwortete ich: „Zehn“. In diesem Augenblick kam die Frau „mit dem roten Streifen“ und sagte Binder, dass wir erst um 21 Uhr mit zwei Stunden Verspätung wegen der Desinfektion gekommen seien. Er ist dann zu anderen Frauen weitergegangen.

Ich habe Binder gesehen, wie er an den Maschinen herumgesprungen ist, wie er seinen Gürtel abgemacht hat und den Frauen damit ins Gesicht geschlagen hat. Über eine junge Polin hatte er sich derartig in Rage versetzt, dass sie unter seinen Faustschlägen ohnmächtig wurde. Er verlangte nach einem Eimer Wasser und hat einer anderen Häftlingsfrau befohlen, ihr den über den Kopf zu gießen. Als die sich weigerte, hat es er selber getan, aber die junge Frau war bereits tot.

Es gab im Lager einen Block für Strafen, den sogenannten „Strafblock“. Die Überlebenschancen dort lagen bei nicht mehr als einem Monat. Eine Freundin, Paulette Héry, die sich viel um mich gekümmert hat, wurde einmal fünfzehn Tag in dem Strafblock eingesperrt. Sie hatte es gewagt, sich einer Kapo-Frau zu widersetzen. Sie ist dort sehr abgemagert und geschwächt herausgekommen, aber sie hat überlebt. Sie wurde die Patin meines ersten Sohnes Daniel, geboren 1946.

Seit einigen Tagen bekam ich auf dem Bauch rote Flecken, die sich entzündeten. Ich teilte das Paulette mit und am Tag darauf sagte mir Paulette, mich gegen 20 Uhr in den Waschraum zu begeben. Eine Ärztin namens Bérangère erwartete mich dort. Sie hat mich behandelt, so gut es eben ging. Sie hat mir an dem Abend eine Salbe auf die Haut aufgetragen, die sich als sehr wirksam erwies. Einige Tage später hatte ich nichts mehr.

Eines Morgens in aller Frühe hatten wir das „Privileg“ auf eine Desinfektion. Es war noch kälter als gewöhnlich; ich schlief mit Paulette im dritten Stock. Unter uns lag eine Kameradin mit dem Vornamen Paula. Aus Kälte oder aus Müdigkeit, ich hatte mein Bett nass gemacht. Es war das erste Mal, dass mir das passierte, ich habe mich sehr geschämt. Es war durch die dünne Strohmattatze gesickert und das Kleid von Paula war beschmutzt. Sie hatte es an Stelle einer Decke über sich gelegt. Ich war sehr unglücklich. Solche unangenehmen Vorkommnisse hatten dort ein ganz anderes Ausmaß. Es gab nichts, um sich umzuziehen, nichts um sich zu waschen, um sich abzutrocknen – es gab nur Kälte, Dreck und Ungeziefer.

Jeden Abend oder Morgen nach der Arbeit fehlten oft die Decken. Wenn wir uns schlafen legen wollten und unsere winzige Decke nicht mehr hatten, man hatte sie gestohlen, mussten wir uns eine andere von einem anderen Bett nehmen.

Auch die Matratzen wurden manchmal desinfiziert. Dann musste man die Nacht in einem nicht mehr benutzten Gebäude verbringen. Man lag direkt auf dem Zement, nackt, ohne etwas unter dem Rücken. Die Schwächsten ertrugen das nicht und starben einige Tage später.

Die Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge waren großartig. In diesen Augenblicken hatten wir immer Appell und oft waren unsere Blicke gegen den Himmel gerichtet.

Nach dem Appell am Sonntagmorgen zerstreuten sich die Frauen und versuchten wieder in ihren jeweiligen Block zu kommen, um sich auszuruhen. Oft kam eine große starke Aufseherin aus dem Strafblock. Sie schritt schnell und geradeaus und wehe den kranken Frauen, die nicht schnell genug auseinander gingen. Ich habe gesehen, wie sie Faustschläge und Fußtritte an die austeilte, die es nicht geschafft hatten, ihr aus dem Weg zu gehen.

Am Sonntagnachmittag hörte ich, wie Frauen über Kochrezepte diskutierten, jede Region hatte ihre eigenen Spezialitäten. Selbst im Männerlager sprachen einige über die Zubereitung von Gerichten.

Marie-Thérèse, ein junges Mädchen, verhaftet zur selben Zeit wie ich, war nicht mehr in demselben Block wie ich, aber wir haben uns regelmäßig über ein Jahr lang getroffen. Ich sehe sie noch, wie sie eines Tages auf ihr Lager kletterte und sagte, dass sie für einen Transport bestimmt sei. Sie fragte mich, ob ich sie begleiten wolle. Ich konnte es nicht, denn ich arbeitete im Betrieb. Ich hätte nicht die Kräfte gehabt, in einem Kommando zu arbeiten. Am Vortag ihres Abtransports kam sie, um sich zu verabschieden. Sie erklärte mir, dass gerade ein Transport mit Französisinnen angekommen sei und dass es einer von ihnen gelungen sei, ihr eine Weste aus Angorawolle zu geben. Ich erinnere mich noch daran. Sie war kanari-grün mit braunem Kragen und Manschetten. Sie machte sie mir zum Geschenk. Ich war glücklich, dankte ihr und sagte, dass wir die Hoffnung bewahren müssten, uns wiederzusehen. Ich habe manches Mal die Weste unter dem Kleid getragen, wenn es zum Appell ging. Aber ich musste mich dann doch von ihr trennen. Die Läuse vermehrten sich schnell in dieser warmen Wolle. Ich habe sie so oft, wie ich konnte, gewaschen und Paulette, die mir immer nur Gutes wollte, hat mir eine Mütze und Fausthandschuhe aus der Weste geschneidert. Leider wurden mir Mütze und Handschuhe schnell gestohlen.

Später erfuhr ich, dass die Frau, die Marie-Thérèse die Weste geschenkt hatte, zu dem großen Transport gehörte, den man „die 27.000“ nannte. Es waren so viele, dass sie nicht an einem einzigen Tag unter die Duschen passten.

Wir haben an Hunger gelitten, an Schlafmangel und vor allem an der Kälte. Und immer gab es die Todesangst. Der Tod war unser ständiger Begleiter.

Die Appelle dauerten unendlich lange. Alles deutete darauf hin, dass die SS nicht zählen konnte. Wir gingen immer zu Fünft auf den großen Platz, es war Nacht, es wurde Tag – und wir standen immer noch da. Nach diesen Stunden, während denen

wir die ganze Zeit aufrecht stehen mussten, begann dann unser Arbeitstag. Für diejenigen, die nach 12 Stunden Nacharbeit aus dem Betrieb kamen, begann dann der Appell.

Eines Morgens nach dem Appell, als wir wieder zu dem Betrieb zurückkehrten, erwartete uns eine Aufseherin. Sie war von einer Kapo-Frau und einer Inhaftierten, die eine weiße Bluse trug, vielleicht eine Krankenschwester, begleitet. Wir mussten eine nach der anderen an ihr vorbeigehen. Mit einer Spritze, die sie entsprechend füllte, injizierte sie uns eine Flüssigkeit in die Brust. Diese Flüssigkeit brannte und hinterließ einen roten Kreis. Die jungen Russinnen haben versucht, die Flüssigkeit wieder, dadurch dass sie um die Stelle herum kräftig drückten, zu entfernen, aber das war vergeblich. Man machte diese Injektion an drei Tagen hintereinander. Wir konnten niemals erfahren warum.

Als wir aus der Werkstatt zurückkamen, sah ich eine Frau, die ausgestreckt auf ihrem Lager im zweiten Stock lag. Sie hatte einen Leistenbruch, groß wie ein Ei. Eine Kameradin versuchte, es wieder zurückzudrücken. Es war schrecklich, immer solche Dinge sehen zu müssen, ohne etwas machen zu können.

Im Block 27 nahmen immer die Jüngsten die Betten im dritten Stock ein. Um rauf- und runterzukommen, musste man immer mit aller Kraft seiner Arme und Hände benutzen. Es passierte uns dann schon mal, dass wir den Fuß auf die Hand oder den Arm von jemand stellten, die unter uns lag. Wenn das eine Landsmännin war, passierte meistens nichts. Aber im anderen Fall, bei anderen Nationalitäten, gab es dann nur Flüche und ein Geschimpfe, aber daran hatten wir uns gewöhnt.

Der Block war überbelegt. Es kam nicht selten vor, dass wir uns schon im Halbdunkel auf die Toiletten begeben mussten, wobei wir über die Körper der gerade Gestorbenen stolperten, die in ihren Exkrementen und schon erstarrt quer auf dem Weg lagen.

An einem Morgen kamen die Kameradinnen, die dem Dienst für das Brotholen zugeteilt waren, voller Entsetzen zurück. Sie berichteten uns, dass es neben den Baracken, wo das Brot ausgegeben wurde, ein Kellerloch gab, das mit den Leichen nackter Frauen und Babys angefüllt war. Ich fragte an, ob ich beim nächsten Dienst dabei sein könnte. Ich wollte Zeugnis über das ablegen können, was ich gesehen hatte, wenn ich eines Tages wieder aus diesem verdammten Lager befreit werden sollte. Ich sah Häftlingsfrauen, wie sie aus dem Keller kamen und die Körper von Frauen trugen, es hätten Schaufensterpuppen sein können. Sie trugen auch Babys, eines an jeder Hand, man hätte sie für Zelluloidpuppen halten können. Ich bin solange vor ihnen hergegangen, bis sie den Karren mit diesen Toten füllten, um sie zum Krematorium zu bringen. Ich bin nie wieder zum Brot holen gegangen.

Im Winter Anfang 1944 mussten diejenigen umziehen, die im Betrieb 3 und 4 arbeiteten, das heißt, in den Schneiderwerkstätten, die sich im Hauptlager befanden. Wir fanden uns dann in einem anderen kleineren Lager wieder, das von dem anderen

durch eine große Mauer getrennt und durch ein Eisentor mit zwei Flügeln verschlossen war. Dieses Tor wurde von einem SS-Mann, bewaffnet mit einem Knüppel, bewacht.

An einem Sonntag, nach der Verteilung des Steckrübensens, hat sich eine Abordnung von Kameradinnen zu dem SS-Mann begeben, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, das Tor passieren zu dürfen, um die Kameradinnen zu besuchen, die auf der anderen Seite geblieben waren. Natürlich hat er das verweigert.

Dann hat sich eine Gruppe von etwa 40 Frauen, zu denen auch ich gehörte, auf ein Zeichen hin versammelt und sich gegen das Tor gestürzt. Das Tor hat nachgegeben und wir sind durchgegangen. Ich habe einen Schlag mit dem Knüppel auf den Rücken bekommen und habe den SS-Mann mit einem Schimpfwort angebrüllt, aber glücklicherweise hat er nichts verstanden. Wir haben uns zerstreut und waren glücklich, unsere Kameradinnen wieder zu sehen. Wir hatten das Glück, dass das Tor an dem Abend noch offen und der SS-Mann verschwunden war. So konnten wir sicher unsere Baracken erreichen.

Als die Transporte ankamen, arbeiteten Frauen beim Sortieren der Kleidungsstücke. Wenn sie es konnten, versuchten sie zu tauschen, aber das war riskant. Ich hatte kein Hemd; ich musste nackt oder in meinem Kleid schlafen. Ich fragte eine von ihnen, ob sie mir ein Hemd mitzubringen könne; gegen zwei Rationen Brot willigte sie ein. Das war der Wahnsinn, wir hatten nichts zu essen, aber es war einfacher, in einem Hemd nach Läusen zu suchen als in einem Kleid. Das Suchen nach Läusen kostete uns viel Zeit. Schon am nächsten Tag brachte sie mir ein Nachthemd mit. Ich sehe es immer wieder, dieses Hemd, es war ziemlich lang mit kurzen Ärmeln.

Eines Tages, als wir in das kleine Lager kamen, direkt gegenüber unserer Baracke, haben wir – wohl während des Appells – mehrere auf einen Haufen gelegte Mäntel gesehen. Unsere Blockleiterin, eine Deutsche, befahl uns einen Kreis um den Kleiderhaufen zu bilden. Sie nahm einen Mantel, zeigte ihn, und diejenige, die meinte, dass er ihr passen würde, trat nach vorne, nahm ihn – und so ging es weiter. Sie zog aus dem Haufen einen dicken Mantel in einem gemusterten Stoff, braun und beige, alles gefüttert. Ich erinnere mich noch daran, als ob es gestern gewesen wäre. Madeleine Perrin, die von Paulette, die im Hauptlager geblieben war, beauftragt worden war, auf mich aufzupassen, schob mich nach vorne: „Geh, er wird dir gut passen!“ Dieser Mantel, in gutem Zustand und gut gefüttert, mit großen Taschen, wurde mein Glück. Ich musste an diejenige denken, der er gehört hatte und die nicht viel größer war als ich. Der Rücken des Mantels war mit einem großen Kreuz aus weißer Farbe versehen.

Einige Tage vorher hatte ich das Glück, dass mich die Blockleiterin gerufen und mir mit einem Lächeln gesagt hat: „Es ist ein Paket für dich da.“ Ich ging sehr erstaunt auf sie zu, und sie reichte mir ein Paket. Der Inhalt waren ein Paar schwarze Schuhe mit Schnürsenkeln und flachen Absätzen in meiner Größe. Was für eine Freude, Schluss mit den Galoschen. Ich hatte jetzt einen guten Mantel, ein Nachthemd, immer noch mein gestreiftes Kleid und Schuhe, aber natürlich keine Strümpfe.

In unserem neuen Lager gab es innen kein WC und keinen „Waschraum“. Etwas hinter unserer Baracke habe ich ein massives kleines Gebäude bemerkt, man musste drei Stufen hochsteigen, im Innern gab es einige Toiletten.

Ich gehörte zur Nachtschicht und es war nach dem Austeilen des Kaffees. Ich bin auf mein Lager im dritten Stock hinaufgestiegen und habe versucht zu schlafen; es war sehr kalt. Ich musste wieder aufstehen, um zu den Toiletten zu gehen. Ich zog den Mantel über mein Hemd, zog mir die Schuhe an und bin ohne ein Geräusch heruntergestiegen. Ich eilte im Laufschrift zur Toilette. In dem Augenblick, als ich wieder rauskam, hat mich eine Aufseherin, die mit ihrem Hund an der Leine die Baracken entlang ging, bemerkt. „Komm her!“ – und ich wusste, was das bedeutete. Mein Hemd schaute unter dem Mantel hervor, so wie ich ihn erhalten hatte. Ich riskierte das Schlimmste. Ich bin weitergelaufen, habe die Barackentür leise geöffnet und bin und so schnell ich konnte auf mein Bett geklettert. Die SS-Aufseherin ist polternd und zornig eingetreten und erkundigte sich bei der Blockleiterin, wer gerade hereingekommen sei. Diese antwortete, dass niemand hereingekommen sei. Es war ein Glück, dass sie nicht ihren Hund von der Leine gelassen hat. In der Folge blieb dieses Gebäude geschlossen. Um auf die Toilette zu gehen, mussten wir jetzt fünfzig Meter laufen. Wir durften nachts nicht raus, die Scheinwerfer suchten das Lager ab, auf den Wachttürmen lauerten die SS-Männer und konnten auf Sicht schießen. Man musste an den Mauern entlang laufen, um zu den Toiletten zu kommen.

Madeleine sagte: „Weck’ mich, ich werde dich begleiten.“ Aber das war nicht nötig. Wir waren so eng zusammen, dass sie wach wurde, wenn ich anfing mich zu bewegen. Wir gingen dann immer gemeinsam zu den Toiletten. Sie waren oft übervoll, alles goss sich über dem Boden aus. Kaum war ich von diesem traurigen Orte zurück, musste ich manchmal schon wieder hin.

Unsere Matratzen bestanden aus Säcken aus sehr solidem doppeltem Papier. Sie waren mit Stroh gefüllt, das sich aber schon seit langem zu Staub zersetzt hatte.

Im Winter arbeitete ich nachts in der Werkstatt Nr. 1., sie kam mir riesig vor. Ich fertigte Mützen für die Gefangenen. Ich musste eine bestimmte Anzahl schaffen, wenn nicht, gab es Schläge. Die geringste Strafe konnte schon zum Tod führen. Ich arbeitete, ohne auch nur einmal den Kopf zu heben, so, dass ich nach Möglichkeit bis ein Uhr morgens die meisten geschafft hatte. Danach taten mir die Augen weh und der Blick trübte sich. Es ist mir schon mal passiert, dass ich mir mit der Nadel der Maschine den Finger durchbohrt habe, direkt auf dem Fingernagel. Eine Deutsche riet mir, zur Krankenstation, aufs Revier zu gehen. Ich habe es direkt abgelehnt, ich hatte Angst, dann als Versuchskaninchen zu dienen.

Eines Nachts machte ich das Unmögliche, um mit der Arbeit voranzukommen; ich nähte ohne den Kopf zu heben. Ich hörte neben mir ein Gebrüll. Ich hatte ihn nicht kommen hören. „Du schläfst?“ Ich antwortete: „Nein“, da ist er weitergegangen. Es war der SS-Mann Graff, auch er, ein Dreckskerl.

Wir hatten immer noch Nacht, am nächsten Tag wurde die Post für Berlin eingesammelt. Einige Frauen arbeiteten in diesem Kommando außerhalb des Lagers. Sie brachten uns immer ein paar Neuigkeiten mit, wenn sie abends zurückkamen. Wir nannten das „Radio Bobard“. Sie sagten uns, dass man hoffen müsse, dass wir bald befreit würden, anderenfalls würden wir vergast.

Wenn wir, bevor wir unsere Arbeit um 19 Uhr aufnahmen, Appell standen und in den Himmel schauten, konnten wir den Schornstein des Krematoriums sehen, aus dem Flammen schlugen, gefolgt von schwarzem Rauch. Es gab auch diesen Geruch von verbranntem Fleisch. Ich musste daran denken, was diese Frau mir gesagt hatte, als ich in das Lager kam: „Hier kommt man durch das Tor rein und durch den Schornstein wieder raus.“ Ich musste weinen; Madeleine beruhigte mich: „Weine nicht, du bist jung, sie werden dich nicht vergasen.“ Aber so sicher war ich mir nicht. Die Tage gingen dahin mit den endlosen Appellen, unter brennender Sonne, unter Regen, unter Schnee, unter Nebel. Wir haben schrecklich unter der Kälte gelitten.

Ich habe ein weiteres Paket vom Roten Kreuz bekommen, es enthielt ein Kilo Sardinien. Ein anderes Mal habe ich ein Kilo Zucker erhalten. Das letzte Paket enthielt ein großes Stück Seife und ein kleines Hemd aus Wolle. Das habe ich wegen der Läuse niemals getragen. Das wäre auch unklug gewesen wegen des ständigen Suchens nach Läusen. Schnell wurde mir dieses kleine Hemd gestohlen.

Wir hatten den Eindruck, als ob wir in einem anderen Zeitalter, auf einem anderen Planeten lebten. Kein Baum, keine Blume, kein Grashalm und immer nur dieser Todesgeruch, der Schmutz, dieses graue Elend. Zwei Jahre, ohne dass man eine Frucht egal welcher Sorte, ohne dass man ein Salatblatt gesehen hat. Ich hatte dennoch einmal dank einer Kameradin das Glück einen drei Zentimeter großen Kohlstrunk zu bekommen, den sie aus einem Abfallhaufen herausgefischt hatte. Was für eine Freude in etwas Rohes beißen zu können.

Eines Tages hat mir eine Freundin aus demselben Transport vorgeschlagen, eine Frau zu besuchen, die sie kannte und die aus der Hand lesen konnte. Wir waren gespannt zu erfahren, was sie uns sagen würde. Wir haben ihr unsere Hände hingestreckt und natürlich hat sie uns beiden dasselbe gesagt: „Du siehst, hier die Linie in der Mitte der Hand, das bedeutet der weite Weg.“ Wenn sie uns nur hätte sagen können, wann. Wir sind mit der Hoffnung zurückgekehrt, dass wir bald befreit würden.

Eines Morgens hat uns beim Appell die Blockleiterin versammelt und uns gesagt: „In Reihen zu zehnen, die Kleinen vorne!“ Ich war immer in den ersten Reihen. Ich sah nicht nach meinem Alter aus, ebenso wie die kleine Marcelle aus St. Paul, die ich jedes Jahr besuche und die sich auch noch sehr gut daran erinnert.

Die Aufseherin ging an uns vorbei und zählte uns, sie kam wieder zurück und nahm mich aus der Reihe und stellte eine andere dorthin. Die Blockleiterin kam wieder zu mir und stellte mich in die Reihe zurück, wobei sie sagte: „Du bist zu klein“. Aber sie hatte nicht mit der SS-Frau gerechnet. Sie zog mich von neuen aus der Reihe,

beschimpfte mich und verpasste mir eine Ohrfeige. Wir gingen reihenweise los, begleitet von der Aufseherin und einem SS-Mann mit einem Hund an der Leine. Wir gingen aus dem Lager und wandten uns dann nach links. Wir kamen an einem kleinen Bauernhof vorbei, der von Häftlingen, Zeugen Jehovas, bewirtschaftet wurde. Ich bemerkte einige Hühner, das roch nach Natur. Ich habe ganz tief eingeatmet.

Wir kamen an einem Ort, wo es alles gab: Matratzen, Federbetten, Wolldecken in neuwertigem Zustand, aber das alles war unter dem Regen aufgehäuft. Es gab riesige Zelte zu ebener Erde. Im Innern waren alle möglichen Sachen aufgestapelt, die einfachsten und die luxuriösesten, aus Silber, aus Kristall, aus Porzellan, auch Medikamente. Es war unvorstellbar. Wir mussten aussortieren und diese Schätze nach bestimmten Kategorien aufstellen.

Wir taten so, als ob wir arbeiteten, eine von uns stand Schmiere. Wenn sie sah, wie der SS-Mann sich näherte, warnte sie uns und wir fingen an zu arbeiten. Wir sind wieder zur Suppenausteilung gegangen, eine dreiviertel Stunde später waren wir wieder zurück in der Ali Baba-Räuberhöhle. Bei Tagesende gegen achtzehn Uhr hat uns ein SS-Mann wieder zusammengetrieben und ist auf eine Art Podium gestiegen und hat gesagt, dass er bei einigen von uns eine Durchsuchung vornehmen würde. Wenn man etwas fände, bekämen wir 25 Schläge mit dem Ochsenziemer. Er hat nichts gefunden und wir sind wieder zum Lager zurückgekehrt. Ich bin niemals mehr an diesen Ort zurückgekommen.

Mitten in der Nacht von Samstag auf Sonntag drangen oft einige SS-Leute und Aufseherinnen – wohl nach einer Sauferei – in die Baracke ein und brüllten: „Durchsuchung, alle raus, schnell, schnell!“ Ruckartig geweckt, abgestumpft, mussten wir in aller Eile nach unseren Schuhe oder Holzschuhen, unseren Mäntel, zumindest die, die noch einen hatten, greifen und rausgehen, um zu warten, bis die Durchsuchung beendet war. Das dauerte eine gute Stunde. Danach kam der Befehl, wieder reinzugehen. In diesem Durcheinander musste man nach seinen persönlichen Sachen suchen, wir hatten nicht viel. Wir mussten unsere Kochgeschirre, unsere Löffel, einige kleinere Gegenstände zusammensuchen, oft von Kameradinnen hergestellt, die bei Siemens arbeiteten und die sie uns anlässlich von Festen oder Geburtstagen geschenkt hatten. Beim Anblick all dieser umgedrehten Strohsäcke hatten wir keine Lust mehr zu schlafen.

Nach dem Morgenappell, der um drei Uhr dreißig stattfand und fast drei Stunden dauerte, machte man sich auf den Weg zu den Toiletten. Sie befanden sich in einem größeren Gebäude, waren regelmäßig verstopft; man saß nicht getrennt, sondern nebeneinander in zwei Reihen.

Eines Morgens saß eine deutlich ältere Frau neben mir. Die Arme litt an Durchfall und wusste nicht, wie sie sich hinsetzen sollte, ohne sich zu beschmutzen. Eine SS-Aufseherin kam wie eine Furie in das Gebäude, sah die Frau und stürzte sich auf sie und stieß sie an. Die arme Frau befand sich danach mit dem Hinterteil in dem Klosettbecken, das schon bis zum Rand voll war, und ich, die ich neben ihr saß, wurde auch beschmutzt. Ich habe ihr geholfen, aus der Vertiefung herauszukommen. Wie

wir es geschafft hatten uns zu säubern, daran erinnere ich mich nicht mehr. Diese Örtlichkeiten wurden schnell unbenutzbar. Also ließ die SS einen Graben ausheben, der an jeder Seite Holzplanken hatte, auf die man sich mit den Füßen hinstellte. Nach den Appellen gab es immer ein großes Gedränge beim sich Hinstellen, eine nach der anderen auf dem Balken. Das war schrecklich; man musste aufpassen, dass man nicht ausrutschte und in den Graben fiel, was natürlich immer die SS-Leute amüsierte.

Wir hatten uns die Gewohnheit bewahrt, unsere Kameradinnen zu besuchen, die im alten Lager waren. Das Tor, das uns von ihnen trennte, blieb geöffnet. Als Paulette und ich einmal weit hinter den Baracken herumgingen, haben wir eine neu ausgehobene große und tiefe Grube gesehen. Auf jeder Seite waren Stufen in die Erde geschlagen. Vor unserer Baracke im kleinen Lager gab es auch noch eine kleinere Grube, die mit einem Blechstück bedeckt war. Sollte das Lager mit einem Flammenwerfer behandelt werden?

Eines Tages hatte der Kommandant uns auf den großen Platz befohlen. Er ist auf ein Podium gestiegen, hat Instruktionen gebrüllt, die eine Dolmetscherin übersetzte: „Eure Freunde sind nicht mehr weit.“ Das hatten wir schon gehaut, man hörte schon die Kanonen. Das erfreute und beunruhigte uns zugleich, denn was würden sie mit uns machen? Er fuhr fort und sagte, dass diejenigen, die irgendetwas versuchen würden, sofort niedergeschlagen würden. Was konnte er schon fürchten? Was sollten wir schon machen? Wir hatten ja nicht einmal eine Gabel.

Ende März, Anfang April, ich erinnere mich nicht mehr genau, sind Madeleine und ich zum „Alten Lager“ gegangen. Unsere Kameradinnen standen da in Reihen auf dem Appellplatz. Sie konnten abfahren, sie waren durch Vermittlung des Schweizer Roten Kreuz befreit worden. Paulette stand in der ersten Reihe und wir konnten unsere Adressen austauschen. Sie sollte meine Familie benachrichtigen und sie in Hinblick auf mein Schicksal beruhigen, wenn sie als erste zurück wäre. Die Kameradinnen, die außerhalb des Lagers arbeiteten, hatten erzählt, dass es dort große weiße mit dem Roten Kreuz markierte Fahrzeuge gegeben hätte. Wir glaubten zunächst an eine Hinterlist der SS, aber sie sollen in Richtung Schweiz gefahren sein, in die Freiheit, endlich.

Am 12. April verteilte man an uns Pakete von Roten Kreuz. Es lag noch Schnee, aber wir saßen auf dem nackten Boden und haben gegessen, wir hatten die Hoffnung wiedergefunden. In meinem Paket habe ich Kaffee in Körnern gefunden und zusammen mit meiner Freundin aus dem Zentralmassiv haben wir beschlossen, ihn in einem unserer Kochgeschirre zum Kochen zu bringen. Aber man musste erst noch etwas zum Feuermachen finden und so sind wir in eine Ecke der Baracke gegangen. Im selben Augenblick kam eine Polin, unsere Blockleiterin, und schrie: „Kommt schnell, alle Französinen, Versammlung auf dem Appellplatz!“ Wir hatten den 22. April 1945, wir warteten in Reihen, unsere Nummern wurden auf Deutsch gerufen, es war kalt und ein feiner Schnee begann zu fallen. Wir waren von Nässe durch-

drungen und wie erstarrt. Beim Aufrufen unserer Nummern mussten wir an einem SS-Mann vorbeigehen, der auf unserem Ärmel kontrollierte, ob es auch die Richtige war. Und dann stellten wir uns hinter den Baracken auf. Ich ging an einer Frau vorbei, die ein seltsames in alten Lumpen eingewickeltes Paket auf dem Arm hielt, es war ein Baby.

Es war schon spät und die große Abreise wurde auf den nächsten Tag verschoben. Die SS führte uns zum Männerlager; man hatte die Männer schon einige Tage vorher evakuiert. Wir wussten gar nicht, dass sich ein Männerlager in der Nähe befand. Wir haben uns eingerichtet, um die Nacht auf Bettgestellen ohne Matratzen und Decken zu verbringen, immer noch nass und vor Kälte erstarrt.

Am nächsten Morgen in aller Frühe um vier Uhr dreißig wieder Schreie: „Schnell, schnell, alle raus!“ Wir sind dann in Reihen zu fünft auf den Platz gegangen. Der Kommandant war da und hat gefragt, ob es unter uns welche mit besonderen Namen gäbe, niemand hat geantwortet. Er hat uns dann, immer noch in Reihen, zum Ausgang geleitet. Der Schnee hatte große Wasserpfützen hinterlassen und das war dann das letzte, was er uns sagte: „Passt auf, meine Kinder, tretet nicht in das Wasser!“

Wir gingen durch das Tor hinaus und ließen so viel Elend hinter uns, wir bemerkten die großen Fahrzeuge des Roten Kreuz. Als ich an der geöffneten Tür des Autos ankam, bekam ich den Fuß nicht hoch, ich war wie gelähmt, schließlich hat man mich hineingestoßen. Wir konnten uns auf jede Seite setzen; eine schwedische Krankenschwester hat jede von uns nach ihrem Hausnamen, ihrem Vornamen und ihrem Geburtsdatum gefragt. Es war der 23. April 1945. Als ich an die Reihe kam, gab ich ihr mein Geburtsdatum an, den 26. April 1925. Da sagte sie: „Das passt gut, Sie feiern nicht den 20. Geburtstag im Lager.“

Die Fahrer hatten viel Mühe, um auf den durch Einschläge aufgewühlten Straßen vorwärtszukommen. Es gab auch deutsche Fahrzeugkolonnen, die in mit dem Roten Kreuz versehenen Fahrzeugen Richtung Westen flüchteten. Als wir an der Grenze ankamen, mussten wir weiter den Zug nehmen, aber der Krieg war immer noch nicht zu Ende. Die dänischen Eisenbahner streikten, die Deutschen hatten einige von ihnen erschossen.

Als wir in Kopenhagen ankamen, hatten wir erwartet, dass man sich um uns kümmern würde; wir waren seelisch und körperlich völlig erschöpft, wir konnten uns nicht mehr aufrecht halten. Zwei Soldaten sind gekommen um mir zu helfen und sie haben mich als eine der Ersten in ein Gebäude eintreten lassen. Ich war schmutzig, wir hatten uns niemals richtig waschen können, und ich war voller Läuse. Sie gaben sich viel Mühe jede von uns unter dem Arm zu stützen. Wir haben die Nacht in einer Turnhalle verbracht. Am nächsten Tag wurden wir desinfiziert, geduscht und untersucht. Alles, was wir auf dem Rücken trugen, wurde verbrannt und wir erhielten eine blaue Kombination. Wir konnten uns ein Paar Schuhe aussuchen; es ging uns gut, wir waren frei.

Wir sind zweieinhalb Monate in Schweden geblieben, damit wir gepflegt werden und uns erholen konnten. Wir haben dann das Flugzeug nach Paris genommen, wo wir in das Hotel Lutetia gebracht wurden, welches das Sammelzentrum für die Deportierten war. Zu meiner Familie kam ich am 10. Juli zurück.

Wir werden niemals das Leid und Elend dieses verdammten Ortes vergessen und kehren jedes Jahr zur Erinnerung und zur Ehrung unserer toten Kameradinnen zum Lager Ravensbrück zurück.

Übersetzung aus dem Französischen von Ulrich Kasten

**Souvenirs
de Madame Monique Hesling
Née Boulanger**

**Déportée à Ravensbrück le 28 avril 1943
Libérée par la Croix Rouge Suédoise le 23 avril 1945**

Il faudra que je me souviene

" Il faudra que je me souviene,
Plus tard, de ces horribles temps,
Froidement, gravement, sans haine,
Mais avec franchise pourtant.

De ce triste et laid paysage,
Du vol incessant des corbeaux,
Des longs blocks sur ce marécage
Froids et noirs comme des tombeaux.

De ces femmes emmitouflées
De vieux papiers et de chiffons,
De ces pauvres jambes gelées
Qui dansent dans l'appel trop long.

Des batailles à coups de louche,
A coups de seau, à coups de poing.
De la crispation des bouches
Quand la soupe n'arrive point.

De ces "coupables" que l'on plonge
Dans l'eau vaseuse des baquets,
De ces membres jaunis que rongent
De larges ulcères plaqués.

De cette toux à perdre haleine,
De ce regard désespéré
Tourné vers la terre lointaine.
O mon Dieu, faites-nous rentrer !

Il faudra que je me souviene ...

Micheline Maurel "Ravensbrück"

Souvenirs personnels

Oublier son passé, c'est se condamner à le revivre...

J'ai été arrêtée le 29 mars 1943, par la Feldgendarmerie, avec une autre jeune fille. Motif : avoir tenu des propos antiallemands.

Il était 20 heures 30, ce lundi, j'étais occupée à écailler un gros poisson à la fontaine, qui se trouvait à environ une dizaine de mètres de notre domicile.

J'ai vu passer la traction avant noire, qui a stoppé devant notre porte. Je n'ai pas prêté attention aux personnes qui se trouvaient à l'intérieur, mais aussitôt j'ai entendu crier : « Monique, viens vite, c'est pour toi ». Bien sûr, j'avais critiqué les allemands devant une personne qui était étroitement liée avec eux, mais il y avait de cela deux mois, je n'y pensais plus.

Quand je suis arrivée, il y avait une grande discussion, mais personne ne se comprenait. Il a fallu aller chercher un interprète. Nous connaissions une femme qui habitait de l'autre côté de la rue et qui parlait très bien allemand, quelqu'un est allé la chercher. Elle est aussitôt venue. Elle a traduit : il fallait que je réunisse quelques vêtements et un nécessaire de toilette dans une petite valise. Mes parents ne voulaient pas me laisser partir, surtout mon père qui s'en prenait aux allemands. Il leur a dit qu'ils avaient de drôles de méthodes et toujours il fallait traduire. Les allemands ont répondu : « dites-lui qu'il se taise, sinon on l'embarque aussi ». Je voulais faire un brin de toilette avant de partir, mais un des allemands m'a suivi comme si j'étais une criminelle qui risquait de s'évader. Ils m'ont fait monter à l'arrière de la voiture. Ils se sont arrêtés devant le domicile d'une autre jeune fille, là, même scénario, nous sommes repartis.

Vers 22 heures 30, nous sommes arrivés à une caserne à Lunéville, détruite aujourd'hui, on nous a conduites dans une cellule en sous-sol.

Dans cet espace réduit, il y avait une table contre un mur humide, posés dessus, deux plats en faïence d'une saleté repoussante.

Dans un coin, un vieux poêle et un lit d'une personne en ferraille, recouvert d'une couverture grise, très sale. Au plafond une ampoule qui éclairait à peine la pièce, il faisait froid, l'endroit était très humide. Il était tard, nous nous sommes endormies dans ce lit, serrées l'une contre l'autre.

Le lendemain matin, nous n'avions pas l'heure, il devait être très tôt, un soldat allemand, assez âgé, est entré ; en nous voyant transies de froid, il ressorti et rapporta de quoi allumer du feu et du café qu'il posa sur le poêle. Il nous a fait comprendre que le fait de d'être dans cet endroit n'était pas bon pour nous, il semblait nous plaindre.

Au même instant, un autre soldat, plus jeune et plus gradé, est arrivé dans la cellule. Il a injurié celui qui semblait avoir pitié de nous, a ouvert le fourneau et vidé le café sur les flammes.

Plus tard nous avons eu la visite d'un individu, vêtu chaudement d'un grand manteau foncé, il nous a demandé la raison de notre arrestation, nous lui avons répondu que nous n'en savions rien. Ils arrêtaient comme cela des personnes pour rien, ils paniquaient, cela se voyait. Il est reparti, cet homme devait être français, il parlait sans aucun accent.

Nous n'avions pas la notion du temps, il devait être midi peut-être, car un soldat est arrivé pour nous servir une sorte de soupe claire où nageait quelques morceaux de carottes et de rutabagas. Il a versé cette soupe dans les plats très sales posés sur la table. Ma camarade lui a fait remarquer que nous ne mangerions sûrement pas cela, que même un chien n'en voudrait pas, il s'en moqua et sorti en refermant la porte à double tours.

Quelques temps plus tard, nous avons quitté la caserne pour la gare de Lunéville. Nous avons fait le trajet à pieds, un soldat, fusil à l'épaule, nous accompagnait. Nous avons récupéré nos affaires laissées au poste de garde de la caserne. Arrivées à la gare, toujours accompagnées de notre gardien, nous sommes montées dans un compartiment : direction Nancy.

A Nancy, une voiture nous attendait pour nous conduire à la prison Charles III, jusqu'à l'intérieur, dans la cour pavée. Une femme qui avait le physique de l'emploi, le visage dur comme taillé à la hache, nous y attendait, après une fouille en règle, elle nous a menées à une cellule où il y avait déjà quelques femmes, parmi elles, une était complètement ivre, nous étions au 1^{er} étage, la fenêtre grillagée donnait sur une petite cour.

Au rez-de-chaussée, il y avait des jeunes gens enfermés. Un soir, ils ont crié qu'ils seraient fusillés le lendemain à l'aube, nous ne les avons plus entendus.

A Charles III, le menu était toujours le même, topinambours midi et soir, tous les jours. Dans cette prison, on nous faisait briquer le parquet, pour le faire briller, il fallait le frotter avec le fond d'une bouteille, c'était fatigant, très long et cela occupait nos journées, nous ne sortions pas dans la cour.

Au bout de quelques jours, deux allemands sont venus nous chercher toutes les deux, pour nous conduire au siège de la Gestapo, boulevard Albert 1er. Nous avons été conduites dans une cave qui servait de cachot. Il y avait contre un mur un lit de camp, par un petit larmier garni de barreaux nous pouvions apercevoir les chaussures et le bas des jambes

des personnes qui allaient et venaient sur le trottoir. Un garde est venu nous chercher, il nous a fait entrer chacune dans un bureau différent. Debout devant un bureau derrière lequel se trouvait un agent de la Gestapo, j'ai été interrogée. Il m'a demandé ce que j'avais contre eux et comme je ne répondais pas, il m'a lu la déposition signée de la main d'une femme. Je la connaissais, je lui avais dit qu'elle avait tort d'entraîner sa fille et d'autres à travailler pour l'occupant, que de toute façon la guerre était finie pour eux, qu'ils n'avaient qu'une chose à faire : retourner dans leur pays, le plus vite serait le mieux et encore bien d'autres choses.

Nous sommes reparties pour la prison et sommes redescendues dans notre cellule.

Quelques jours plus tard, avec d'autres femmes, nous avons été rassemblées dans la cour pavée, derrière la lourde porte. Un gardien a ouvert cette porte, un bus était là, garé le long du trottoir. Nous nous sommes installées à l'intérieur et le bus a pris la direction de la gare. Je ne me souviens plus de l'heure à laquelle nous sommes arrivées à Romainville. Nous sommes entrées dans une petite pièce à l'entrée du fort où nous attendaient des gardiens. Nouvelle fouille, plus osée, il y a eu des protestations. Nous avons été logées dans un grand bâtiment, genre caserne. Je me souviens d'une cour séparée par un très haut grillage. Dans cette cour, j'ai vu passer un camion bâché, dedans des hommes chantaient la Marseillaise, des amies m'ont dit qu'il y avait eu un attentat contre les allemands et que cinquante prisonniers, qui se trouvaient dans ce camion, portaient pour être fusillés.

Quelques jours plus tard, nous avons reçu l'ordre de renvoyer à nos familles la plupart de nos vêtements et de ne conserver que nos affaires de toilette.

Un soir, nous avons eu la visite d'un prêtre, il a réuni celles qui voulaient assister à un petit discours plutôt qu'à une messe, il voulait nous remonter le moral, mais le moral, nous l'avions toujours. Il a remis un petit livre à toutes celles qui étaient présentes, je n'ai pas eu le temps de le lire, je l'ai mis dans les affaires que je renvoyais à la maison, à mon retour, deux ans plus tard, je ne l'ai malheureusement pas retrouvé, je l'ai beaucoup regretté.

Trois ou quatre jours plus tard, nous sommes parties pour Compiègne en bus, c'était déjà fin avril et nous avons vu des vendeurs de muguet sur les trottoirs.

Nous sommes arrivées en fin d'après-midi. On nous a désigné des endroits où passer la nuit. Avec ma camarade, nous avons choisi nos places et sommes parties dans le camp pour essayer de repérer un peu les lieux. Lorsque la nuit a commencé à tomber il a fallu rentrer, c'est là que nous nous sommes aperçues que les paillasses étaient couvertes de poux. J'ai choisi de passer la nuit assise sur un tabouret, la tête dans mes bras, appuyée sur la table. Le lendemain, avant midi, des camions bâchés attendaient, pour nous conduire à la gare de Compiègne. Nous sommes sorties du camp, l'une derrière l'autre, en passant devant un homme, un civil, prisonnier peut-être. Il donnait à chacune une boule de pain, un saucisson et un gobelet en carton glacé, mais rien à boire. Nous sommes montées dans les camions gardées par des allemands en bout de véhicule.

Nous avons traversé la ville en chantant la Marseillaise et sommes arrivées à la gare.

Des wagons à bestiaux nous attendaient, les portes étaient grandes ouvertes, une botte de paille était posée au milieu de chaque wagon. Il m'a semblé que les uniformes des allemands n'étaient plus du même vert, nous avions affaire à des SS.

Comme je n'arrivais pas à monter dans le wagon, un SS m'a empoignée et m'a jetée dedans, les autres ont suivi, comme elles pouvaient. La botte de paille a été vite étalée, un tonneau en tôle ondulé tenait lieu de toilettes. Nous étions une cinquantaine par wagon.

Des cris, des aboiements, des ordres en allemand, les portes se sont refermées. Nous étions dans l'obscurité, nous nous sommes installées comme nous pouvions. Je me suis tue, j'écoutais. Le cauchemar a commencé, le train avançait lentement. Il y avait une petite ouverture en haut du wagon, elle était bouchée de l'extérieur pas des planches disjointes mais nous donnait quand même un peu d'air frais. Le train s'arrêtait de temps en temps, et j'avais l'impression que d'autres wagons étaient accrochés.

A chaque arrêt, nous entendions les SS marcher le long du quai, l'une de nous, qui parlait allemand a demandé : « s'il vous plait, nous avons soif, donnez-nous de l'eau », la réponse ne s'est pas fait attendre « fermez vos gueules ou on tire dans le wagon ». C'était terrible, nous avions tellement soif, que nous ne pouvions rien manger, nous commençons à manquer d'air.

Les femmes qui étaient à côté de la tinette recevaient des éclaboussures chaque fois que le train s'arrêtait. Enfin la porte s'est ouverte nous étions dans une gare allemande. Sur l'ordre d'un allemand, deux camarades ont descendu la tinette pour la vider, elles ont ramené un litre d'eau. Une de nous a pris la responsabilité du partage, 2 cm d'eau chacune, toujours cette soif. La porte s'est refermée brusquement et le train a redémarré pour une destination inconnue.

Une nuit, quelques hommes ont tenté une évasion en enlevant des planches pour se laisser glisser entre les rails, les gardiens SS s'en sont aperçus. Le train a stoppé, hurlements. Les SS couraient sur les toits des wagons, nous entendions la mitrailleuse, les SS ont dit qu'ils seraient fusillés en arrivant à Berlin, nous savions maintenant quelle était notre destination.

Le calme revenu, le train est reparti. Toujours cette soif, nous n'avions plus la notion du temps, le train s'arrêtait souvent pour laisser passer d'autres trains, de munitions ou de soldats peut-être.

Une nuit, nous avons entendu une sirène, le train s'est arrêté. Des avions passaient au-dessus de nous, nous avons eu peur d'être bombardées et puis la sirène a retenti pour signifier la fin de l'alerte, le train est reparti.

Je ne sais plus à quel moment de la journée nous sommes arrivées, c'était la fin du voyage, nous étions le 1^{er} mai.

Les portes se sont ouvertes avec fracas, ce n'était pas une gare. Des cris, « dehors, vite, vite, dehors », celles qui le pouvaient sautaient sur le ballast, les autres étaient jetées sur le quai sans ménagement.

Aveuglées après trois jours passés dans l'obscurité, poussées, bousculées, les chiens aboyaient, les SS hurlaient, des cris, des hurlements, des aboiements, la bousculade, c'était la panique. Il fallait se mettre en rang par cinq, des SS tournaient autour de nous en moto.... où étions-nous ?

C'est au pas de course que nous sommes arrivées à la porte du camp, nous étions passées devant des habitations où vivaient des SS et des enfants nous avaient jeté des pierres.

Arrivées devant la porte du camp, nous avons été comptées et recomptées, nous étions deux cent-treize femmes de tous âges.

Au-dessus de la porte d'entrée une inscription en allemand, qu'on nous traduisit « toi qui entre laisse ici toute espérance ».

Le bâtiment des douches se trouvaient à notre droite et nous avons dû attendre debout devant.

De loin, nous avons aperçus des êtres vêtus de robes rayées, maigres, squelettiques, il leur était interdit d'approcher des convois qui arrivaient. Et toujours cette soif, nous n'avions rien bu et pratiquement rien mangé, durant ces trois jours de voyage. Une prisonnière qui devait travailler aux douches nous fit apporter par deux autres personnes un bidon rempli d'un liquide à l'odeur indéfinissable mais très chaud « du café » soi-disant. Nous avons conservé nos gobelets et nous avons bu, mais nos gobelets très vite devenaient inutilisables. La femme en question était française, elle était arrivée bien avant nous et venait du nord de la France, elle s'appelait Martha Desrumeaux.

J'ai demandé à une jeune femme qui parlait notre langue si nous pourrions sortir d'ici, elle me montra la grande cheminée d'où sortait une fumée noire, et me dit ; « ici on rentre par la porte et on ressort par la cheminée », j'étais abasourdie, je ne pouvais pas y croire.

Une vingtaine des nôtres entrèrent dans le bâtiment des douches, elles en ressortirent trois quart d'heure plus tard, méconnaissables, elles étaient transformées en bagnards, têtes rasées, les pieds chaussés de vieilles galoches.

Parmi nous, il y avait une jeune femme très brune, très mince et assez jolie. Elle avait un tic nerveux prononcé, elle faisait un drôle de bruit avec la bouche, puis levait un bras et l'abattait poing fermé, dans l'air, sur une table imaginaire. Nous l'avions surnommée « Mado la bique », elle ne s'en fâchait pas, elle avait une très belle voix et lorsque nous étions au fort de Romainville, elle chantait toujours la même chanson « Opium, poison de rêve », elle rajoutait à ses cheveux qu'elle avait très noirs et très courts une fine natte qui lui donnait l'allure d'une chinoise. Lorsqu'elle est ressorti des douches, en passant devant nous, elle a fredonné sa chanson et soulevé la pointe d'un tissu blanc posé sur sa tête pour

nous montrer la natte noire sur son crâne rasé. Nous étions tristes, très fatiguées mais nous avions encore le moral.

Il faisait froid, nous avions faim et nous attendions toujours debout, les heures passaient, mon tour arriva. Je suis passée devant une table derrière laquelle se trouvait assise une policière du camp (une kapo). Nom, prénom, date de naissance, elle m'ordonna de me déshabiller. « Avez-vous des bijoux ? » « Non », « ouvrez la bouche » elle regarda si j'avais des dents en or. Je n'en avais pas. Je suis passée à la tondeuse, me voilà nue, crâne rasé. On m'a donné une sorte de savon jaune, très léger, un tissu bleu de trente centimètres sur trente, vite, je suis entrée dans la douche, sur la porte, mon ombre m'a fait sursauter.

Nous étions six sous un pommeau de douche, heureuses de pouvoir enfin nous laver. Nous nous sommes savonnées tant bien que mal, pas de chance, l'eau était coupée et les cris ont recommencés « Schnell, schnell ! ». il fallait laisser la place aux autres, nous nous sommes essuyées comme nous pouvions. On nous a distribué une robe rayée gris bleu, une chemise dégoûtante, une culotte tachée de pus, de sang séché, l'horreur, et toujours « Schnell, schnell, habillez-vous », on nous donna un numéro et un triangle rouge, il fallait le coudre pour le lendemain. Il y avait un tas de vieilles chaussures dans un coin, il fallait aller se servir très vite, retrouver la paire et ce n'était pas facile. J'ai réussi à trouver une paire de galoches à semelle de bois, le dessus était en cuir racorni, très dur, mes pieds ont vite été blessés, j'ai souvent dû marcher pieds nus les galoches à la main.

On nous a conduit au block cinq, là nous avons eu droit à une soupe de rutabagas séchés, servie dans une sorte de cuvette en forme de saladier assez profonde, émaillée, rouge et à moitié écaillée et on nous a donné une cuillère en bois, qui nous blessait la bouche. Nous étions en quarantaine et dispensées d'appel.

La chef de block était hollandaise, elle disait avoir fait du théâtre et parlait en faisant de grands gestes, elle se nommait Brand. Elle nous a distribué quelques aiguilles et du fil, nous avons pu coudre le triangle rouge et notre numéro de matricule, le mien était 19392.

En face de nous, il y avait de jeunes polonaises qui allaient à l'appel avec un tabouret, elles ne pouvaient pas rester debout, elles avaient d'horribles blessures aux jambes. Plus tard, nous avons appris que de soi-disant médecins avaient pratiqué sur elles des expériences.

Un matin, on nous a fait sortir du block pour nous ranger, dix par dix, une Kapo accompagnée d'un SS nous a passées en revue. La Kapo parla, on nous traduisit : « y a-t-il parmi les plus jeunes des volontaires pour une maison close, elles seront bien nourries et libres dans six mois », ils sont repartis.

Quelques femmes organisaient à tour de rôle des conférences sur des sujets très différents, très intéressants. Il y avait des femmes de tous les horizons, parmi nous, une avait été dompteuse de lions dans un cirque célèbre.

La quarantaine a pris fin et après l'appel du matin, qui avait eu lieu très tôt, nous sommes passées devant le bureau du travail, l'Aufseherin en a mis dix de côté, vingt de l'autre et ainsi de suite, sans que l'on sache de quel travail il s'agissait. Pour moi, ce fut l'atelier, le Betrieb, de couture, je n'avais jamais piqué à la machine, mais j'allais devoir apprendre vite.

L'Aufseherin chargée de notre apprentissage ne parlait pas français, elle n'avait pas de patience, c'était toujours « Schnell, schnell » et gare aux traînardes, les coups pleuvaient. Nous devions travailler douze heures par jour. C'était pénible, nous n'avions qu'une mauvaise soupe aux rutabagas qu'il fallait avaler en un quart d'heure à midi et le soir une tranche de pain fait avec autant de sciure que de farine, un petit morceau d'une drôle de margarine et une tranche de saucisson qui devenait vite noir. Les appels interminables, le manque de sommeil et le froid nous faisaient terriblement souffrir. Les températures en hiver descendaient souvent à moins vingt-cinq degrés. L'endroit était surnommé « la petite Sibérie ».

Nous avons déménagé au block 27, nous dormions à deux dans un lit de quatre-vingt dix centimètres de large. La nuit du samedi au dimanche, il fallait se cramponner pour ne pas tomber car il fallait y dormir à quatre emboîtées comme des sardines.

Les journées commençaient très tôt, à trois heures 30, levées à grand renfort de cris, de seaux d'eau pour celles qui n'étaient pas assez lestes, pour descendre du châlit. C'était un remue-ménage incroyable, à l'une on avait volé ses galoches, à l'autre sa gamelle, c'était terrible, il fallait mettre ses affaires dans son lit sous sa tête pour pouvoir les retrouver au réveil.

C'étaient à deux heures trente que celles qui étaient désignées pour aller aux cuisines chercher les bidons de « café » devaient se lever.

Il fallait se dépêcher afin d'être prêtes pour l'appel, c'était la course et la bousculade pour trouver une place devant un robinet d'où coulait un mince filet d'eau, il fallait se laver vite, bien sûr sans savon et rien pour s'essuyer. Pendant ce temps, d'autres se précipitaient aux W.C. Les rutabagas et la dysenterie faisaient des ravages, nous n'avions pas de papier toilette et toujours « Schnell, schnell ! ». Ensuite c'était la distribution de « café », qui n'en avait que la couleur, mais c'était chaud. En rang cinq par cinq il fallait ensuite partir à l'appel, les petites devant. Nous attendions au garde à vous durant des heures par tous les temps. Les « Aufseherinen » SS ne parvenaient jamais à nous compter.

Je me souviens, un jour, nous étions encore au block 5, nous étions rangées pour l'appel, il pouvait être quatre heures du matin, je pense que c'était fin juin ou début juillet. Le ciel était noir, tout à coup des éclairs, le tonnerre, la pluie s'est mise à tomber très fort. La panique s'est emparée de toutes les femmes qui se trouvaient là plantées sur la grande place de l'appel, nous nous sommes toutes éparpillées pour nous mettre à l'abri. Nous étions trempées, rien pour s'essuyer, se changer, se sécher après l'averse. Nous sommes repartis sur la place d'appel puis au travail, nos robes ont séchées sur notre dos.

Les femmes qui travaillaient la nuit sortaient de l'atelier à sept heures et c'était à leur tour de se ranger pour l'appel, longtemps, nous avons eu deux appels par jour.

A l'atelier de couture, je travaillais sur une grosse machine à coudre de marque PFAFF. Au début, je piquais l'empècement de chemises d'hommes, de couleur bleu pâle. Nous devions en confectionner un grand nombre chaque jour, pour quelle entreprise ? Nous ne nous le sommes jamais demandé.

Lorsqu'une machine était en panne, il fallait appeler la prisonnière qui dirigeait la chaîne de travail, c'était toujours une allemande, reconnaissable à la bande rouge qu'elle portait sur sa manche. Si c'était une panne importante il fallait séparer la tête de la machine du meuble et la porter sur le bras replié, je l'ai fait, c'était très dur. Il fallait traverser la place d'appel et l'emmener à l'atelier de réparation où on nous donnait une tête identique. Il fallait repartir très vite, la remettre en place pour essayer de rattraper le temps perdu. Ce n'était pas évident, alors c'était les coups ou les punitions qui consistaient à rester une ou deux heures plantées dehors à la sortie de l'atelier.

Lorsque nous cassions une aiguille, il fallait l'apporter au SS de service, lui en demander une autre, poliment et en allemand. Nous recevions une gifle, c'était du sabotage.

Nous changions souvent de chaîne, c'est ainsi que je me suis retrouvée à piquer des pantalons rayés.

Nous étions environ une dizaine de femmes de nationalités différentes dans cette chaîne. Devant moi, une femme soldat soviétique, plus loin, une allemande terminait le pantalon. Je devais poser la ceinture sur les pantalons de prisonniers. Un jour, un SS arriva pour inspecter le travail, certaine l'avait surnommé Sacha Guitry, il paraît qu'il lui ressemblait. Il se dirigea à la fin de la chaîne où se trouvaient les pantalons terminés et en contrôla quelques uns. Il appela la bande rouge, elle m'a regardé. Le SS a hurlé à mon intention « komm' her ! », je me suis levée et dirigée vers lui, arrivée à sa hauteur, il m'a envoyé une gifle magistrale en hurlant « Sabotage », je n'ai eu que le temps de me retenir à la machine qui était à côté de moi. Je n'ai jamais su de quel sabotage il m'accusait, j'ai regagné ma place à la machine et je me suis mise à pleurer. J'étais désespérée en pensant que le lendemain, il pourrait recommencer. Quand ce SS est repassé à côté de nous, la jeune russe l'a traité de « choléra », heureusement, il n'a pas prêté attention.

Je n'ai plus revu ce SS et je faisais le même travail.

Plus tard, j'ai dû aller sur une autre chaîne, il fallait coudre des ourlets sur des capuches blanches. Le tissu, une sorte de soie artificielle s'effiloçait et roulait sous l'aiguille.

Ces capes blanches servaient de camouflage à l'armée allemande sur le front russe, la guerre était déjà perdue, mais il fallait coudre ces ourlets à la perfection.

Les capes terminées étaient entassées sur une grande table à l'entrée de l'atelier. Devant moi travaillait une jeune belge Andréa, elle faisait le même travail. La surveillante SS

inspectait et pliait les capes. Quand Binder fit son entrée. Binder était un SS particulièrement cruel, sadique, avec la moitié du crâne rasé, il grognait comme un porc. Dès qu'il arrivait, un murmure parcourait l'atelier, dans toutes les langues, « attention Binder ». Il s'arrêta devant la table où étaient entreposées les capes, contrôla et se mit à hurler.

La femme SS se dirigea vers nous, elle nous fit voir l'ourlet d'une capuche qui était un peu tourné. Elle se mit à taper sur Andréa de toutes ses forces ensuite sur moi et reparti vers Binder.

André se tourna vers moi en souriant, je lui murmurai « attention, Binder nous regarde », c'était trop tard, Binder l'appela, avec un autre SS, il la fit entrer dans un petit bureau et tous les deux se mirent à la frapper. Ils se la renvoyaient à coup de poing. Elle est ressortie au bout de dix minutes environ, le visage tuméfié, la lèvre fendue, son visage était en sang. J'ai eu peur qu'il me fasse venir, mais Binder est reparti passer sa colère sur d'autres femmes.

Le dimanche était jour de lessive. Comme nous n'avions ni savon ni de linge de rechange, nous ne pouvions laver à l'eau froide que notre slip, nous nous promenions en le tenant à bout de bras en l'agitant pour qu'il sèche plus vite.

C'était aussi le jour, où il fallait faire attention au « marchand de vaches » comme nous l'appelions. C'était un gros SS qui se promenait dans le camp et qui notait sur un calepin les numéros de matricules des femmes qu'il décidait d'envoyer à la chambre à gaz.

Il y avait aussi la Binz, une SS, petite, blonde, toujours en vélo, elle était très dangereuse.

Nous étions en décembre, et le bruit courait qu'à Noël nous aurions du choux rouge à la place de l'éternel rutabaga qui faisait tellement de ravage parmi nous. Nous nous en réjouissions.

Il gelait fort cette semaine de Noël, le 24 décembre 1943. Ce jour restera à jamais gravé dans ma mémoire. Vers trois heures du matin, les camarades désignées la veille, se rendirent aux cuisines pour aller chercher les bidons de café. Ces cuisines étaient assez éloignées de notre block 27. Elles revinrent sans rien, pour les françaises, pas de café, nous étions punies, pourquoi ? on ne savait pas. Dans le block d'en face logeaient des femmes soldats soviétiques mais elles n'avaient pas droit au titre de prisonnier de guerre. Les femmes qui s'y trouvaient proposèrent de partager leur café, cela leur fut interdit, nous étions punies.

En rang par cinq, nous nous rendîmes sur la place d'appel, il faisait froid et encore nuit. Il ~~était~~ quatre heures du matin, le vent glacé traversait nos robes rayées, si légères. Nous ~~arrivâmes~~ sur la place, pas très loin des cuisines. Devant nous, un sapin sec planté par le ~~sou~~ des SS. Nous attendîmes rangées dix par dix. Une kapo polonaise, de forte ~~compétence~~, chaudement vêtue nous surveillait. Les heures passèrent, le jour se leva, gris

froid. On piétinait : le bruit des galoches résonnait sur le sol gelé, on se frottait mutuellement le dos. Aujourd'hui, encore j'ai froid quand j'y pense.

Comme nous n'étions plus en rang, la kapo, hurla, frappa, elle m'envoya une gifle retentissante. J'entendais tomber des femmes sur le sol gelé, elles étaient alignées côte à côte le long du block, personne ne s'en occupait,

Je n'avais pas encore dix-neuf ans et je croyais encore au ciel, alors de toutes mes forces j'ai prié pour ne pas mourir tout de suite et la journée passa. Nous n'avions sur le dos que notre robe, pas un lainage, nous étions jambes et têtes nus. Les rangs se sont terriblement éclaircis, je me demande encore comment nous avons pu survivre à ça,

J'entendis que celles qui travaillaient de nuit devaient sortir des rangs, je ne me suis pas fait prier. A l'atelier, il faisait chaud, un peu avant minuit, on nous a distribué une mince tranche de pain noir, la seule nourriture de la journée. Allemandes et polonaises entonnèrent « Douce Nuit », je déteste cette chanson.

A sept heures du matin, après l'appel, nous nous sommes empressées de rejoindre notre block, le choux rouge était bien loin de notre pensée, nous étions épuisées.

Un autre jour, c'était en janvier, nous avons encore passé toute une journée sur la place de l'appel, c'était un dimanche, il neigeait et nous avons encore résisté.

Au block 27, il s'est passé un fait qui m'a bouleversée, je rentrais avec d'autres camarades de l'atelier, il devait être vingt heures quarante-cinq, c'était en hiver, le block était faiblement éclairé. Les bidons de soupe venaient d'arriver, nos gamelles étaient empilées, sur la table, une compatriote plus âgée était chargée de faire la distribution. Elle venait de commencer quand la porte s'est ouverte sous un coup de botte.

Hurlements, un chien aboya, une femme SS rentra telle une furie, elle nous injuria dans sa langue et bouscula les gamelles qui roulèrent sur le sol, elle renversa le bidon de soupe, d'une main, elle tira la table. Elle tenait son chien en laisse, elle l'attacha à une patte de la table ce qui obstruait en partie l'entrée du dortoir de façon à ne laisser qu'une seule personne à la fois.

Elle monta sur la table et nous donna l'ordre d'aller nous coucher en criant comme toujours « Schnell, schnell », nous avons essayé de passer aussi vite que possible pour éviter les crocs du chien mais on ne pouvait pas éviter les coups de cravaches.

Nous tombions de l'autre côté de la porte, l'une sur l'autre, elle criait nous insultait, c'était terrible.

Je partageais ma couchette avec Paulette, à côté il y avait Suzanne Monassa et Bernadette Mars. Elle avait vingt ans, elle mourût trois mois plus tard.

J'ai grimpé sur le châlit à côté de Paulette et je me suis mise à claquer des dents, à trembler de tout mon corps. Paulette m'a serré très fort pour essayer de me calmer. Certaines femmes plus âgées étaient allongées au premier niveau du châlit, toutes n'avaient pas eu le temps d'enlever leur robe. La SS est entrée dans le dortoir, les a fait lever, conduite au « Waschraum », la salle d'eau. Elle leur a ordonné de se mettre nues et a obligé une autre personne à leur vider des seaux d'eau froide sur le dos. On les entendait pleurer et supplier tandis que la SS hurlait. C'était atroce. Il fallait faire très attention et toujours rester sur nos gardes, ils avaient droit de vie et de mort sur nous.

Les convois arrivaient sans cesse, nous étions entassées dans nos blocks. Il fallait faire de la place, il y eu une première sélection.

Nous devions nous rendre sur la place d'appel, passer devant le médecin et deux SS et relever notre robe jusqu'au-dessus du genou pour montrer l'état de nos jambes. On nous avait prévenu de frotter un peu nos joues, de façon à ce qu'elles soient légèrement rosées et de nous tenir bien droite. Nous défilions aussi droite que possible devant ces assassins, les unes étaient désignées pour aller à droite, les autres à gauche, j'étais du bon côté.

Chaque matin, une charrette tirée par deux déportées ramassait les mortes. Une prenait le bras, l'autre les jambes et la pauvre morte nue et n'ayant plus que les os sur la peau était jetée sur la charrette. Quelquefois, elles lançaient un peu trop fort et la morte retombait de l'autre côté. Nous passions indifférentes, un jour où l'autre ce serait notre tour.

A la fin de l'hiver 1943, nous avons eu droit à deux nouvelles sélections. Les SS ricanaien en voyant passer les femmes. Celles qui n'avaient pas plus de quarante ans décharnées paraissaient très vieilles, le tri était vite fait.

Dans le block 27, nous n'étions pas que des françaises, nous nous regroupions autant que possible.

Un matin, en rentrant au block avec d'autres camarades après avoir travaillé douze heures de nuit à l'atelier de couture, la chef de block (la Blockova) nous annonça qu'il y allait avoir une séance de désinfection et d'épouillage.

Après douze heures de travail de nuit, sans avoir rien mangé, nous nous sommes déshabillées sous les cris « Schnell, schnell », c'était vite fait, nous avions tellement peu de chose sur le dos.

Il a fallu plier la robe de façon à ce que le numéro sur la manche soit bien visible, car là-bas, bien sûr nous n'étions que des numéros, à l'intérieur, il a fallu mettre le slip et la chemise pour celles qui en avaient une. Nous étions là, nues, trois cents femmes, de tous âges. Je regardais tristement toutes ces femmes nues, qui montaient et descendaient des châlits : nous étions dans un autre monde.

Un SS entra dans le bloc, uniforme et gants impeccables. Il tenait à la main, une petite badine et était suivi d'une Kapo. Elle portait un seau rempli d'une mixture à forte odeur

de désinfectant, dans ce seau, une spatule. Elle s'assit sur un tabouret, en tira un autre devant elle, le SS se tenait à ses côtés. La séance commença, nous devions monter debout sur le tabouret en face d'elle, l'une derrière l'autre. Elle inspectait le bas-ventre avec une brosse à dent et appliquait sur le ventre à l'aide de la spatule une bonne dose de mixture. Quand tout a été terminé, toujours nues, sans avoir mangé, nous avons dû attendre le retour de nos robes. Vers la fin de l'après-midi, elles sont enfin arrivées, il a fallu sortir et attendre devant le block. C'était une autre façon de faire une sélection, une Kapo tendait à une autre un paquet, elle hurlait le numéro en allemand, il fallait tendre l'oreille. Nous avons appris notre numéro dans cette langue. Il fallait faire vite, enfiler la robe, le slip encore humides, ils finiraient de sécher sur nous.

Il faisait très froid, ces séances se déroulaient toujours en hiver.

La plupart d'entre nous travaillaient de nuit. Il pouvait être vingt et une heures lorsque nous nous sommes présentées à l'atelier de couture, le travail commençait à dix-neuf heures. J'étais assise avec quelques autres femmes de diverses nationalités, autour d'une table et nous cousions des boutons de vestes militaires, quand comme un fou, Binder a surgi. Aussitôt murmures dans l'atelier « Attention Binder », pas une tête n'osait se lever. Il est arrivé à ma hauteur, je n'osais pas lever les yeux. Il a hurlé « Combien de vestes ? » j'ai répondu « deux », pour lui ce n'était pas assez, il m'a envoyé une gifle, du revers de sa main droite et m'a reposé la même question, au hasard, j'ai répondu « dix ». A ce moment, la « bande rouge » est arrivée et a dit à Binder que nous étions arrivées à vingt et une heures, avec deux heures de retard, à cause de la désinfection. Il est reparti vers d'autres filles.

J'ai vu ce Binder, sauter sur les machines, enlever son ceinturon et cingler le visage des femmes. Il s'est acharné un jour sur une jeune polonaise qui s'est évanouie sous ses coups de poing. Il a réclamé un seau d'eau et ordonné à une autre détenue de lui verser sur la tête, comme elle refusait, il s'en est chargé lui-même, mais la jeune femme était déjà morte.

Il y avait dans le camp, un block de punition « Strafblock », l'espérance de vie n'y dépassait pas un mois.

Une amie, Paulette Héry qui s'occupait beaucoup de moi, fut enfermée une quinzaine de jour dans ce block. Elle avait osé tenir tête à une Kapo, elle en est ressortie très diminuée mais a survécu. Elle est devenue la marraine du premier de mes fils, Daniel né en 1946.

Depuis plusieurs jours, j'avais sur le ventre, des plaques rouges qui se sont infectées, j'en ai fait part à Paulette, j'étais de journée, le lendemain, Paulette m'a dit de me rendre au « Waschraum » vers vingt heures. Une doctoresse, nommée Bérangère m'attendait, elle m'a soignée comme elle a pu. Ce soir là, elle m'a appliqué sur la peau, une pommade qui s'est révélée très efficace, quelques jours plus tard, je n'avais plus rien.

Un matin, très tôt, nous avons encore eu droit à une désinfection, il faisait encore plus froid que d'habitude, je dormais enfin avec Paulette au troisième niveau, en dessous de

nous, il y avait une camarade prénommée Paula. De froid, de fatigue, j'ai mouillé ma place, c'est la première fois que cela m'arrivait, j'avais honte, la mince paillasse avait été traversée et la robe de Paula était mouillée, elle l'avait étalée sur elle en guise de couverture. J'étais très malheureuse, ces incidents prenaient là-bas une autre dimension, rien pour se changer, pour se laver, se sécher, rien que le froid, la saleté et la vermine.

Les couvertures faisaient défaut, chaque soir ou chaque matin après le travail, lorsque nous devions nous coucher, nous n'avions plus notre mince couverture, elle avait été volée, il fallait en prendre une autre, sur un autre châlit.

Les paillasses aussi étaient quelquefois passées à la désinfection, il fallait alors passer la nuit dans un bâtiment désaffecté, couchées à même le ciment sans rien sur le dos, nues, les plus faibles ne le supportaient pas et mourraient quelques jours plus tard.

Les levers et les couchers de soleil étaient magnifiques, nous étions toujours à l'appel à ces moments là et souvent nos regards étaient levés vers le ciel.

Après l'appel du dimanche matin, les femmes se dispersaient et essayaient de regagner leur block respectif, afin de se reposer. Souvent, une Aufseherin, grande, forte, sortait du Block de punition. Elle marchait droit, vite et malheur aux pauvres femmes malades qui ne s'écartaient pas assez rapidement. Je l'ai vue distribuer des coups de poings et de pieds à celles qui n'avaient pas eu le temps de s'écarter sur son passage.

Le dimanche après-midi, j'entendais des femmes discuter de recettes de cuisine, chaque région avait sa spécialité, dans le camp des hommes certains parlaient aussi cuisine.

Marie-Thérèse, la jeune fille arrêtée en même temps que moi, n'était plus dans le même block que moi, mais nous nous sommes vues régulièrement durant une année.

Je la revois encore, un jour, elle monta sur le châlit et me dit qu'elle était désignée pour partir en transport. Elle me demanda si je voulais l'accompagner, je ne pouvais pas, je travaillais au Betrieb, je n'aurais pas eu la force de travailler dans un Kommando. Elle est venue me dire au revoir, la veille de son départ. Elle m'expliqua qu'un convoi de françaises venait d'arriver et qu'une d'entre-elles avait réussi à lui donner un gilet de laine Angora. Je m'en souviens encore, il était jaune canari avec le col et les poignets bruns. Elle m'en fit cadeau. J'étais heureuse, la remerciai et lui dit qu'il fallait garder espoir, qu'on se reverrait. J'ai porté quelquefois ce gilet sous ma robe, pour me rendre à l'appel, mais j'ai dû m'en défaire, les poux proliféraient dans cette laine chaude. Je l'ai lavé comme j'ai pu et Paulette qui était pleine de bonne volonté, m'a confectionné un bonnet et des moufles, en taillant dans ce gilet. Hélas, bonnet et moufles m'ont rapidement été volés.

Plus tard, j'ai appris que la femme qui avait fait don de ce gilet à Marie-Thérèse faisait partie d'un très grand convoi, on les appelait les 27000. Elles étaient si nombreuses qu'elles n'étaient pas passer à la douche le jour même.

Nous avons souffert, de la faim, du manque de sommeil, du froid surtout. Il y avait la peur de la mort, la mort que nous côtoyions sans cesse.

Les appels étaient interminables, à croire que les SS ne savaient pas compter. Nous partions cinq par cinq sur la grande place, il faisait nuit, le jour se levait et nous étions toujours là. Après ces heures passées debout, par tous les temps, notre journée de travail commençait. Pour celles qui sortaient des Betrieb après 12 heures de travail de nuit, c'était l'appel qui commençait.

Un matin, après l'appel, alors que nous rentrions au Betrieb, une Aufseherin nous attendait. Elle était accompagnée d'une Kapo et d'une détenue qui portait une blouse blanche, peut-être une infirmière. L'une derrière l'autre nous sommes passées devant elle. Avec une seringue, qu'elle remplissait au fur et à mesure, elle nous a injecté un liquide dans la poitrine. Ce liquide brûlait et laissait sur la peau une auréole rouge. Les jeunes russes ont essayé de faire ressortir le liquide en pressant tout autour, mais en vain. On nous a fait ces injections trois jours de suite, nous n'avons jamais su pourquoi.

En rentrant de l'atelier, j'ai vu un jour une femme allongée sur un châlit au deuxième niveau, elle avait à l'aine une hernie grosse comme un œuf, une camarade essayait de lui rentrer. C'était terrible, voir toutes ces choses et ne rien pouvoir faire.

Au block 27, les plus jeunes prenaient place au troisième niveau du châlit. Il fallait monter à la force des poignets, la même chose pour redescendre. Il nous arrivait de poser le pied sur une main ou un bras qui dépassait du châlit du dessous. Lorsque c'était une compatriote, cela se passait bien en général, mais d'autres fois, selon la nationalité ce n'était qu'injures, nous avions l'habitude.

Le block était surpeuplé, il n'était pas rare, lorsque nous devions nous rendre aux toilettes dans la pénombre, de buter sur les corps de jeunes mortes tombées en travers de l'allée, déjà raidies au milieu de leurs excréments.

Un matin, les camarades qui avaient été désignées pour la corvée de pain revinrent horrifiées. Elles nous dirent qu'à côté du baraquement où il y avait le pain, il y avait une cave remplie de cadavres de femmes et de bébés complètement nus. J'ai demandé à être de la prochaine corvée, je voulais pouvoir témoigner de ce que j'ai vu si un jour j'étais libérée de ce camp maudit. J'ai vu des prisonnières sortir de cette cave. Elles portaient des cadavres de femmes, on aurait crû des mannequins nus, elles portaient aussi des bébés, un à chaque main, on aurait dit des baigneurs en celluloïd. Je suis passé devant elles alors qu'elles remplissaient la charrette de ces morts pour les emmener au crématoire. Je ne suis plus allée à cette corvée.

Au début de l'hiver 1944, celles qui travaillaient aux Betrieb 2 et 3, c'est-à-dire dans les ateliers de couture qui se trouvaient dans le camp principal durent déménager.

Nous nous sommes retrouvées dans un autre petit camp, séparé de l'autre par un grand mur et fermé par une porte en fer à double battants. Cette porte était gardée par un SS muni d'une matraque.

Un dimanche, après la distribution de rutabagas, des camarades se sont rendues en délégation auprès du SS pour lui demander la permission de passer pour rendre visite aux camarades restées de l'autre côté, naturellement il a refusé.

Alors, une quarantaine de femmes, dont je faisais partie, se sont rassemblées et sur un signe, nous nous sommes ruées sur la porte qui a cédé et nous sommes passées. J'ai reçu un coup de matraque sur le bas du dos et j'ai crié une injure à ce SS qui heureusement n'a rien compris. Nous nous sommes éparpillées, nous étions joyeuses de retrouver nos amies. Nous avons eu la chance de retrouver la porte ouverte ce soir là, le SS avait disparu. Rassurées, nous avons regagné nos blocks.

Lorsque des convois arrivaient, des femmes travaillaient au tri des vêtements. Quand elles le pouvaient, elles faisaient du troc, c'était risqué. Je n'avais pas de chemise, je devais dormir avec ma robe ou nue. J'ai demandé à l'une d'elles de me ramener une chemise, elle a accepté contre deux rations de pains. C'était de la folie, nous n'avions rien à manger, mais c'était plus facile de chercher les poux dans une chemise que dans la robe. La chasse aux poux nous prenait beaucoup de temps. Dès le lendemain, elle m'apporta une chemise de nuit. Je la revois encore cette chemise, elle était assez longue avec des manches courtes.

Un jour, en revenant dans ce petit camp, juste en face de notre block, nous avons vu plusieurs manteaux déposés en tas, certainement pendant l'appel. Notre chef de block, qui était allemande, nous a demandé de faire cercle autour de ce tas de vêtements. Elle prenait un manteau, le présentait et celle qui pensait qu'il lui irait s'avavançait, le prenait et ainsi de suite. Elle a sorti du tas, un épais manteau, dans un tissu chevronné, brun et beige, bien doublé. Je m'en souviens comme si c'était hier. Madeleine Perrin, chargée par Paulette, restée au camp principal, de veiller sur moi, m'a poussée en avant « va, il t'ira bien ». Ce manteau, en bon état, bien doublé, avec de grandes poches, a fait mon bonheur. J'ai eu une pensée pour celle à qui il avait appartenu et qui n'était pas plus grande que moi. Le dos de ce manteau était barré d'une large croix faite à la peinture blanche.

J'avais de la chance, quelques jours auparavant, la chef de block m'avait appelée, avec un grand sourire elle m'avait dit « il y a un paquet pour toi », très étonnée je me suis avancée, elle m'a tendu un colis. Il y avait dedans une paire de chaussures noires, à lacets et talons plats, ma pointure, quelle joie. Fini les vieilles galoches.

J'avais un bon manteau, des chaussures, bien sûr je n'avais pas de chaussettes, une chemise de nuit et toujours ma robe rayée.

Dans notre nouveau camp, il n'y avait pas de WC, ni Waschraum (salle d'eau) à l'intérieur. J'avais remarqué un peu en retrait de notre block, un petit bâtiment fait en dur, il y avait trois marches à monter, il y avait quelques WC à l'intérieur.

J'étais de nuit et après la distribution de café, je suis montée sur le châlit du troisième niveau pour essayer de dormir, il faisait froid. J'ai dû me lever pour me rendre aux toilettes. J'ai enfilé mon manteau sur ma chemise, je me suis chaussée et je suis descendue sans bruit. J'ai filé en courant aux WC. A l'instant où j'en ressortais, une Aufseherin SS qui remontait le long du block en tenant son chien en laisse m'a aperçue. « Komm ' her », je savais ce que cela signifiait, ma chemise de nuit dépassait du manteau, vu comme je l'avais obtenue, je risquais le pire. J'ai couru, j'ai ouvert la porte du block et silencieusement je suis montée aussi vite que j'ai pu sur le châlit. La SS est rentrée brutalement, elle a demandé à la chef de block qui venait d'entrer, celle-ci a répondu que personne n'était entrée. C'était une chance qu'elle n'avait pas lâché son chien. Ce bâtiment est resté fermé par la suite. Pour aller aux toilettes, il fallait nous rendre à une cinquantaine de mètres. Nous ne devons pas sortir là nuit, les projecteurs balayaient le camp, sur les miradors, les SS guettaient et pouvaient tirer à vue. Il fallait raser les murs pour aller aux WC.

Madeleine me disait, « réveille-moi, je t'accompagnerai », je n'avais pas besoin de le faire, nous étions tellement serrées, elle se réveillait dès que je commençais à bouger. Nous nous rendions aux toilettes ensemble. Elles étaient souvent bouchées, tout se déversait sur le sol. J'étais à peine revenu de ces tristes lieux, qu'il fallait que j'y retourne.

Nos paillasses étaient faites de grands sacs en papier doublés, très solides. Ces sacs étaient remplis de paille qui depuis longtemps s'était transformée en poussière.

En hiver, je travaillais de nuit à l'atelier n° 1, il me semblait immense. Je confectionnais des calots de prisonniers. Je devais en coudre une certaine quantité, sinon c'était les coups. La moindre punition pouvait entraîner la mort. Je faisais en sorte d'en terminer le plus possible avant 1 heure du matin, sans lever la tête ; après, les yeux me piquaient et ma vue se brouillait. Il m'est arrivé de me transpercer le doigt avec l'aiguille de la machine, juste sur l'ongle. Une allemande m'a conseillé de me rendre à l'infirmerie ; le Revier, j'ai refusé net, j'avais trop peur de servir de cobaye.

Une nuit, je faisais l'impossible pour me mettre en avance, je piquais sans lever la tête. J'ai entendu hurler à côté de moi, je ne l'avais pas entendu venir « du schläfst (tu dors)» j'ai répondu « nein », il est reparti. C'était le SS Graff, une saleté lui aussi.

Nous étions toujours de nuit, le courant était réquisitionné le jour pour Berlin. Des femmes travaillaient en Kommando, en dehors du camp. Elles nous donnaient quelques nouvelles en rentrant le soir. Nous appelions cela « radio bobard », elles nous disaient qu'il fallait espérer, que nous serions bientôt libérées, d'autres fois, que nous serions toutes gazées.

Lorsque nous étions à l'appel, avant de reprendre le travail à 19 heures, en levant les yeux au ciel, nous pouvions voir la cheminée du crématoire d'où jaillissaient des flammes suivies de fumée noire, il y avait aussi cette odeur de chair brûlée. Je pensais à ce que cette femme m'avait dit lorsque j'étais entrée au camp « ici, on entre par la porte et on

sort par la cheminé ». Il m'arrivait de pleurer, Madeleine me rassurait, « ne pleure pas, tu es jeune, ils ne te gazeront pas ». Je n'en étais pas si sûre.

Les jours passaient avec ces interminables appels, sous le soleil brûlant, la pluie, la neige, le brouillard. Nous avons terriblement souffert du froid.

J'ai reçu un autre colis de la Croix Rouge, il contenait 1 kg de sardines. Une autre fois, j'ai reçu 1 kg de sucre, le dernier contenait une grosse savonnette et une petite chemise en laine. Je ne l'ai jamais portée, à cause des poux et surtout des fouilles que nous subissions, c'était trop imprudent. Très vite, cette petite chemise m'a été volée.

Nous avons l'impression de vivre sur une autre planète, dans un autre temps, pas un arbre, pas une fleur, pas un brin d'herbe et toujours cette odeur de mort, de saleté, de misère sur fond gris.

Deux années sans voir un fruit d'aucune sorte, pas une feuille de salade. J'ai quand même eu la chance d'obtenir, grâce à une camarade, un trognon de chou de 3 cm qu'elle avait récupéré dans un tas d'ordures. Quel bonheur de croquer dans quelque chose de crû.

Un jour, une amie du même convoi, m'a proposée d'aller rendre visite à une femme qu'elle connaissait et qui lisait dans les lignes de la main. Nous étions pressées de savoir ce qu'elle allait nous dire, nous lui avons tendu nos mains, bien sûr, elle nous a dit à toutes les deux la même chose « tu vois, ici, la ligne au milieu de ta main, c'est la grande route ». Si seulement, elle pouvait nous dire quand ? Nous sommes reparties en espérant que bientôt nous serions libérées.

Un matin, à l'appel, la chef de block nous a rassemblées et nous dit « en rang par 10, les petites devant ». J'étais toujours aux premières loges, je ne paraissais pas mon âge, ainsi que la petite Marcelle de St Paul, à qui je rends visite chaque année et qui s'en souvient aussi très bien.

L'Aufseherin passa, nous compta, elle repassa et me sortit du rang, elle en ressorti d'autres. La chef de block passant près de moi, me repoussa dans le rang en disant « tu es trop petite », mais c'était compter sans la SS. Elle me retira à nouveau du rang et m'envoya une gifle en m'insultant. Nous partîmes en rang, accompagnée de l'Aufseherin et d'un SS avec un chien en laisse. Nous sommes sorties du camp, avons tourné à gauche. Nous sommes passées devant une petite ferme entretenue par des déportées, des témoins de Jéhovah. J'ai aperçu quelques poules, ça sentait bon la nature, j'ai respiré à pleins poumons.

Nous sommes arrivées dans un endroit où il y avait de tout : des matelas, des édredons, des couvertures à l'état neuf, mais tout cela était entassé sous la pluie. Il y avait d'immenses tentes, à même le sol. A l'intérieur étaient entreposées toutes sortes de choses des plus simples aux plus luxueuses, de l'argenterie, du cristal, de la porcelaine, des médicaments, c'était inimaginable, nous devions trier et ranger par catégorie tous ces trésors.

Nous faisons semblant de travailler, une de nous faisait le guet, quand elle voyait le SS approcher, elle prévenait et l'on se mettait au travail. Nous sommes reparties pour la distribution de soupe, trois-quarts d'heures plus tard, nous étions de retour à la caverne d'Ali Baba. Vers dix-huit heures, la journée terminée, un SS nous a réuni, il est monté sur une sorte d'estrade et nous a dit qu'il allait procéder à la fouille de quelques unes d'entre nous, s'il trouvait quelque chose, nous aurions droit à 25 coups de nerf de bœuf. Il n'a rien trouvé, nous sommes rentrées au camp. Je ne suis jamais retournée à cet endroit.

Souvent, au milieu de la nuit du samedi au dimanche, quelques SS et Aufseherin faisaient irruption dans le block, après une de leur beuverie en hurlant « Fouille, tout le monde dehors, schnell, schnell ».

Réveillées en sursaut, hébétées, nous devions attraper à la hâte nos chaussures ou nos sabots, nos manteaux pour celles qui en avaient et nous devions sortir en attendant que la fouille se termine. Elle durait une bonne heure, ensuite, nous avions ordre de rentrer. Dans cette pagaille, il fallait rechercher nos affaires personnelles, nous n'avions pas grand-chose. Il fallait retrouver nos gamelles, nos cuillères, quelques menus objets, fabriqués par des camarades qui travaillaient chez Siemens et qui nous les offraient à l'occasion des fêtes ou anniversaires. A la vue de toutes ces paillasses retournées, nous n'avions plus envie de dormir.

Après l'appel du matin, qui avait lieu à trois heures trente et durait presque trois heures, c'était la ruée vers les WC. Ils se trouvaient dans un grand bâtiment, ils étaient constamment bouchés, il n'y avait pas de séparations, ils étaient côte à côte sur deux rangées.

Un matin, une femme beaucoup plus âgée que moi était à mes côtés, la pauvre souffrait de dysenterie et ne savait pas comment s'installer sans trop se salir. Une Aufseherin SS, entra comme une furie dans le bâtiment, voyant cette femme, elle se précipita sur elle et la poussa. La pauvre femme se retrouva le derrière dans la cuvette qui était pleine à ras bord, et moi à côté, j'étais toute éclaboussée. Je l'ai aidée à sortir de ce trou, comment nous avons réussi à nous nettoyer, je ne m'en souviens plus.

Ces lieux sont vite devenus inutilisables, les SS ont alors fait creuser une tranchée avec de chaque côté, des planches pour poser les pieds. Après les appels, c'était la cohue pour s'installer, l'une derrière l'autre sur ces traverses. C'était terrible, il fallait faire très attention à ne pas glisser et tomber dans cette fosse, ce qui amusait beaucoup les SS.

Nous avons gardé l'habitude d'aller rendre visite à nos camarades restées au vieux camp, la porte qui nous en séparait restait ouverte. En nous promenant, Paulette et moi, loin derrière les blocks nous avons remarqué une fosse fraîchement creusée, grande et profonde, de chaque côté, des marches avaient été taillées dans la terre. Devant notre block au petit camp, il y en avait une aussi, plus petite, recouverte d'une tôle. Le camp allait, paraît-il être passé au lance-flamme.

Un jour, le commandant nous a réunis sur la place, il est monté sur une estrade, il a hurlé des consignes qu'une interprète traduisait « vos amis ne sont pas loin », nous l'avions deviné, on entendait le canon, cela nous réjouissait et nous inquiétait en même temps, qu'allaient-ils faire de nous ? Il a continué, celles qui tenteraient quoi que ce soit seraient abattues immédiatement. Que pouvait-il craindre ? que pouvions-nous faire ? nous n'avions même pas une fourchette.

Fin mars, début avril, je ne m'en souviens plus très bien, nous sommes allées, Madeleine et moi, au vieux camp. Nos camarades étaient en rang sur la place d'appel, elles portaient et allaient être libérées par l'intermédiaire de la Croix Rouge suisse. Paulette était dans les rangs et nous avons pu échanger nos adresses. Elle devait prévenir ma famille et les rassurer sur mon sort, si elle rentrait la première. Les camarades qui travaillaient en dehors du camp avaient raconté qu'il y avait de grands camions blancs marqués d'une croix rouge. Nous craignions une ruse des SS, mais elles sont parties vers la Suisse, enfin libres.

Vers le 12 avril, on nous distribua un colis de la Croix Rouge, il y avait encore de la neige, mais nous avons mangé à même le sol, nous avons retrouvé l'espoir.

Dans mon colis, j'avais trouvé du café en grain et avec une amie originaire du Massif Central, nous avons décidé de faire bouillir de l'eau dans une de nos gamelles. Il fallait trouver de quoi faire du feu, nous nous sommes allées dans un coin du block. Au même moment, une polonaise, chef de block arriva et nous cria « Venez vite, toutes les françaises, rassemblement sur la place d'appel ». Nous étions le 22 avril 1945, nous attendions en rang, nos numéros étaient criés en allemand, il faisait froid, il pleuvait et une neige fine s'est mise à tomber. Nous étions trempées et glacées. A l'appel de notre numéro, il fallait passer devant un SS qui contrôlait sur notre manche que c'était le bon et nous nous rangions derrière des blocks. Je suis passée à côté d'une femme qui tenait un drôle de paquet dans les bras, entouré de vieux chiffons, c'était un bébé.

Il était tard et le grand départ était remis au lendemain, les SS nous ont conduit au camp des hommes, ils avaient été évacués quelques jours plus tôt. Nous ne savions pas qu'un camp d'hommes se trouvait si près, nous nous sommes installées pour passer la nuit, toujours trempées et glacées, sur des châlits sans matelas ni couverture.

Le lendemain, très tôt, à quatre heures trente, des cris, « Schnell, schnell, tout le monde dehors » nous sommes allées sur la place, en rang cinq par cinq. Le commandant était là, il a demandé si parmi nous il y avait des noms à particule, personne n'a répondu. Il nous dirigea, toujours en rang, vers la sortie, la neige fondue avait laissé de grandes flaques d'eau, il nous a dit une dernière chose « attention mes enfants, ne marchez pas dans l'eau ».

Nous avons franchi la porte laissant derrière nous tellement de misère, nous avons aperçu de grands camions de la Croix Rouge. Arrivée devant la porte ouverte du véhicule, je n'ai pas pu lever un pied, j'étais paralysée, finalement on m'a poussée. Nous nous sommes installées de chaque côté, une infirmière suédoise nous a demandé à chacune, notre nom,

notre prénom et notre date de naissance. Nous étions le 23 avril 1945, quand mon tour est arrivé, je lui ai donné ma date de naissance, 26 avril 1925. Elle m'a dit « c'est bien, vous n'aurez pas vingt ans au camp.

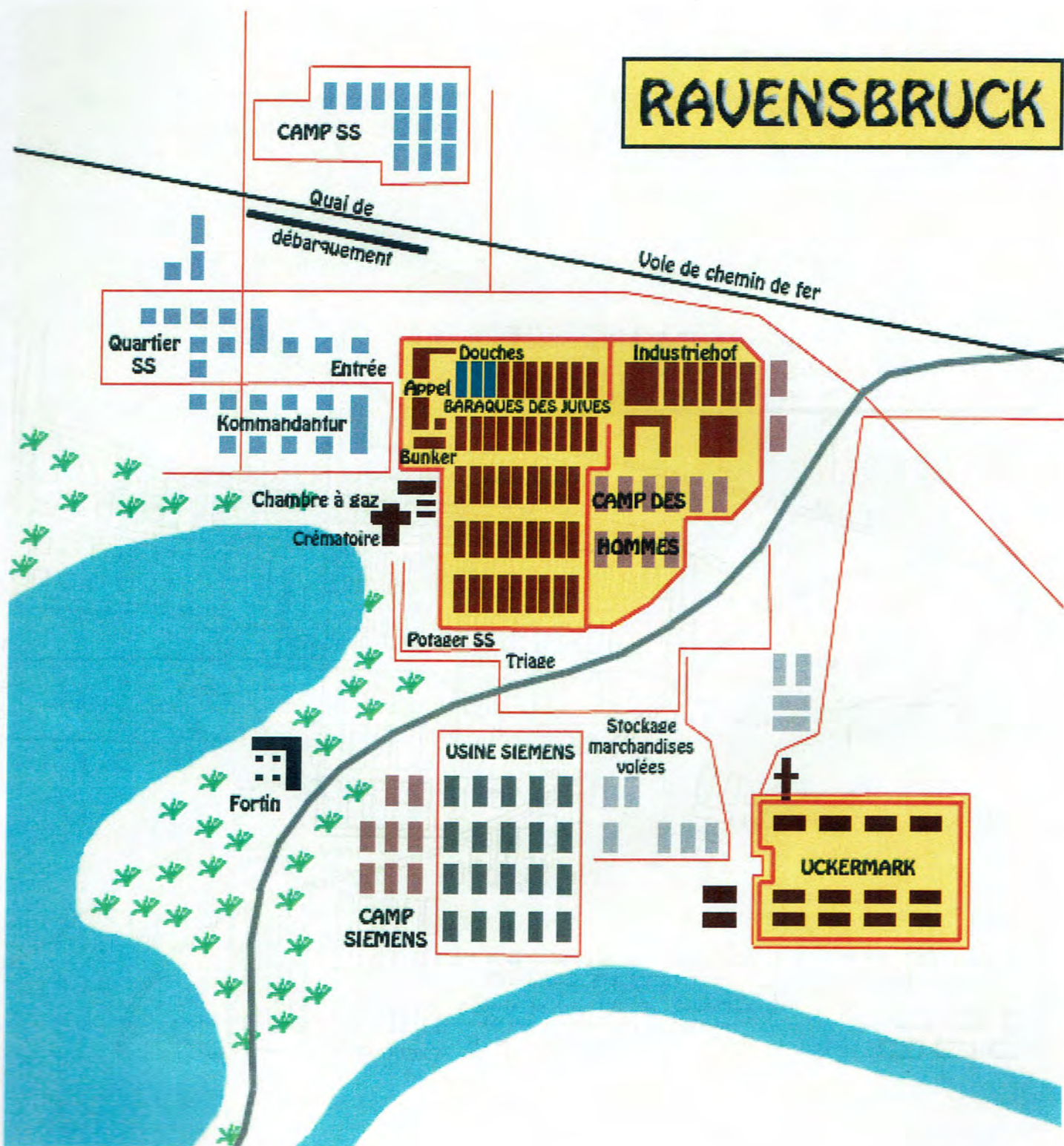
Les chauffeurs ont eu beaucoup de mal à conduire sur ces routes défoncées par les obus, il y avait aussi des convois allemands qui profitaient des cars marqués d'une croix rouge pour s'enfuir vers l'ouest. Nous sommes arrivées à la frontière, nous devions prendre le train, mais la guerre n'était pas finie. Les cheminots Danois étaient en grève, les allemands avaient fusillés plusieurs d'entre eux.

Arrivées à Copenhague, nous avons attendu que l'on s'occupe de nous, nous étions épuisées physiquement et émotionnellement, nous ne tenions plus debout.

Deux soldats sont venus m'aider et m'ont fait entrer parmi les premières dans un bâtiment. J'étais sale, nous n'avions jamais pu nous laver correctement, j'étais pleine de poux. Ils faisaient un effort pour nous prendre chacun par un bras. Nous avons passé la nuit dans un gymnase, le lendemain, nous avons été désinfectées, douchées, auscultées. Tout ce que nous avions sur le dos a été brûlé, on nous a distribué une combinaison bleue, nous avons choisi une paire de chaussures, nous étions bien, nous étions libres. Nous sommes restées deux mois et demi en Suède pour des soins et du repos. Nous avons pris l'avion pour Paris, là, nous sommes passées par l'hôtel Lutetia, qui était le centre de regroupement des déportés. J'ai retrouvé ma famille le 10 juillet.

Nous n'oublierons jamais, en hommage et en souvenir de toutes nos camarades mortes de misère dans ces lieux maudits, nous retournons chaque année au camp de Ravensbrück.

Plan du camp





Rencontre avec des déportés soviétiques - 1995



En 1995, 50 ans après le 23 avril 1945 - Camion de la Croix Rouge -
Entre le convoyeur et son épouse, Guy POIROT, né au camp et moi



Ravensbruck 2006 - La fille de Geneviève De Gaulle et moi



Ravensbruck 2011 - Moi et Simone GOURNET - convoi 19000



Simone GOURNET, moi et ma petite fille



MOI ET MES ENFANTS



HENRI LEDROIT MAUTHAUSEN ET MOI

